This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

CP 137.7 (4)

SUCHEN DER ZEIT

WIDENER
HN U2TT 1

CP 137.7(4)

HARVARD
COLLEGE
LIBRARY

BOUGHT WITH THE INCOME OF THE

JOHN L. WARREN FUND

DAS SUCHEN DER ZEIT

DAS SUCHEN DER ZEIT.

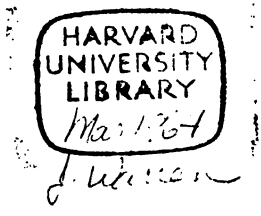
BLÄTTER DEUTSCHER ZUKUNFT. IV. BD.

DAS
SUCHEN DER ZEIT

BLÄTTER DEUTSCHER ZUKUNFT, HERAUSGEGEBEN VON FRIEDRICH DAAB UND HANS WEGENER. IV. BAND.

DÜSSELDORF UND LEIPZIG. 1906.
KARL ROBERT LANGEWIESCHE.

Δ
CP 137. 7(4)



ALLE RECHTE, INSBESONDERE DAS DER ÜBERSETZUNG, VORBEHALTEN. BUCHSCHMUCK: TINE KÜHNER. DRUCK: OSCAR BRANDSTETTER.

INHALT:

Seite

Hans Wegener, Die Furcht vor dem Denken 9

Fritz Werner, Bekenntnisse eines versöhnten Menschen 61

Friedrich Daab, Vom jungen Leben 135

Jährlich im Herbst erscheint ein neuer Band zum Preise von 1.80 M. für das dauerhaft kartonierte Exemplar. Die drei ersten Bände, deren Inhalt sich umstehend angegeben findet, sind zum gleichen Preise in den Buchhandlungen zu haben. Auf Wunsch auch zunächst zur Ansicht.

DER VERLAG VON
KARL ROBERT LANGEWIESCHE
BRINGT WENIGE, MIT SORGFALT AUS-
GEWÄHLTE WERKE UND BEMÜHT
SICH DER FREUDE AM EIGENBESITZ
GUTER BÜCHER DURCH GUTE AUS-
STATTUNG BEI MÄSSIGSTEN PREISEN
ENTGEGENZUKOMMEN.

INHALT

DES VORIGEN (III.) BANDES:

Hans WEGENER, Was ist die Bibel. — Heinrich LHOTZKY, Sonnig. — Fritz WERNER, Das Armenevangelium. — Friedrich DAAB, Erlösung.

DES ZWEITEN BANDES:

Friedrich NAUMANN, Die Selbsterhaltung des Ichs. — Hans WEGENER, Was ist Religion? — Friedrich DAAB, Die Seele Jesu. — Heinrich LHOTZKY, Das Mysterium. — Artur BONUS, Der Kulturwert der Renaissance. — Heinrich WEINEL, Vergib uns unsere Schuld. — Carl HAUPTMANN, Gedanken.

DES ERSTEN BANDES:

Artur BONUS, Unsere Hoffnung. — Friedrich DAAB, Die Sehnsucht nach Persönlichkeit. — Heinrich WEINEL, Maran Atha. — Friedrich NIEBERGALL, Das religiöse Denken der Gegenwart. — Hans WEGENER, Väter und Söhne. — Hermann GUNKEL, Die geheimen Erfahrungen der Propheten Israels. — Heinrich LHOTZKY, Übermensch u. Herdenmensch. — MEYER-ZWICKAU, Ein Hemmnis deutscher Zukunft. — Gertrud PRELLWITZ, Erfüllung.

DIE FURCHT VOR DEM DENKEN.

Es soll nicht meine Aufgabe sein, von den Regeln und Gesetzen zu reden, nach denen sich menschliches Denken vollzieht. Ich will mich nicht hineinbohren in die Technik des Denkens. Ich will keine Logik, auch keine Erkenntnistheorie schreiben. Ich will vielmehr einfach mit der Tatsache rechnen, daß der Mensch im Unterschiede von anderen lebenden Wesen die Gabe des Denkens besitzt; und ich will versuchen zu beschreiben, wie er diese Gabe gebraucht oder nicht gebraucht hat. Ich will versuchen, die Hindernisse zu beschreiben, die sich der Ausbildung und rechten Anwendung dieser Gabe in den Weg stellen. Vielleicht lassen sich sogar Möglichkeiten andeuten, zu denen gesundes, naturgemäßes Denken führt. Das wäre natürlich von vornherein ein nutzloses Unternehmen, wenn ich überzeugt wäre, daß die Menschen in ihrer Mehrheit die Gabe des Denkens in vernünftiger Weise gebraucht hätten.

Aber eben davon bin ich nicht überzeugt

und habe genügend Erfahrungsgründe, die meine schlechte Meinung von menschlichem Denken stützen. Trotz der vielen Entdeckungen und Erfindungen, die die Menschen in den Jahrtausenden gemacht haben, trotz des vielen Neuen, das fast jedes Jahr auf allen Gebieten der Technik bringt, trotz der Anhäufung von Kenntnissen aller Art und der zuviel bewunderten Verstandesschärfe kommt mir die Menschheit oft vor wie ein Schüler, der immer wieder in der alten Klasse sitzen bleibt und darum immer wieder aufs neue lernen muß, was er schon längst an den Schuhsohlen abgelaufen haben müßte. Dieses ewige Sitzenbleiben, dieses Stagnieren des Denkstromes ist aber gewiß auf die Dauer ein krankhafter, schließlich todbringender Zustand; denn er widerspricht schnurstracks der uns Menschen in unserer Herkunft eingepflanzten Bestimmung. Als die Menschheit wurde, war sie gerade durch ein urwüchsiges Denkvermögen von der übrigen Natur unterschieden. Eine Verkümmerung dieses Vermögens bedeutet also nichts weniger als ein Zurücksinken in die unbewußte, gedankenlose Natur, bedeutet den Untergang der Menschheit. Weil nun die Anzeichen dafür noch sehr schwach sind, daß man die Gefahr unserer Lage erkannt habe, und weil mancherlei Faktoren: Trägheit, Eitelkeit, Selbstberauschung an unserer vermeintlichen Größe eine geradezu krankhafte Furcht vor dem Denken gezeitigt haben, so meine ich, daß es Zeit sei, einmal von der Furcht vor dem Denken zu reden.

Das Werden des Denkens.

Die Gelehrten sagen uns, daß der Mensch aus einer im Vergleich zu seiner jetzigen Daseinsstufe tieferen Sphäre hervorgegangen sei, ja man verfolgt in kühnen Schlüssen unsere Herkunft bis zurück in die primitivste Lebensform, die Urzelle. In unermeßlichen Zeiträumen hat sich diese erste Lebensform, in der in unerbittlicher Gesetsmäßigkeit und unerschöpflicher Schaffensfreude sich Zelle an Zelle reihte, differenziert und eine Mannigfaltigkeit aus sich herausgesetzt, an die unser heutiges Begreifen noch nicht entfernt heranreicht. Jedes Wesen trug in sich die Kraft der Entwicklung und Fortpflanzung. Es war ein Lebenswille in den Dingen. In diesem Lebenswillen erwachte die Natur zu einem dämmernden Bewußtsein ihrer selbst. Dieser Lebenswille schuf den ewigen Wettstreit der Dinge untereinander, schuf den ewigen Kampf ums Dasein.

Was auf anderen Planeten, in anderen Welten an solchen Kämpfen sich abgespielt hat, können wir natürlich nicht wissen und geht uns nichts an. Wir können nur ahnen und raten, was unsere Erde davon gesehen hat. Aber darüber kann kein Zweifel mehr sein, daß in diesen Kämpfen alles gefallen ist, was nicht imstande war, sich in dem Gewimmel der Geschöpfe die nötigen Lebensbedingungen zu schaffen. Es war nicht immer die rohe, überlegene Kraft, die sich durchsetzte — sonst müßten jene antiluvianischen Ungetüme

noch am Leben sein —, sondern die größere Gewandtheit, die gezüchtete Schlauheit behielt die Oberhand. Das waren die ersten Anzeichen dafür, daß Stoffe und Kräfte allein nicht dazu berufen waren, das Leben auf unserem Planeten zu gestalten.

Daß der Mensch nach seiner ganzen körperlichen Beschaffenheit der Tierwelt angehört, ist vielen zuerst ein demütigender und — so schlecht diese Begründung auch war — darum unannehmbarer Gedanke gewesen. Aber wenn seine Herkunft nun einmal erklärt werden soll, so wird sich schwerlich eine andere Stammtafel aufstellen lassen, als die, die uns von behaarten und geschwänzten Ahnen erzählt. Auch die Bibel scheint gegen eine solche Herleitung des Menschen nichts einwenden zu wollen. Sie erzählt, daß der Mensch aus einem Erdenkloß geschaffen worden sei; und was ist schließlich ein Affe anderes als ein Erdenkloß!

Wir sehen aus hoher Perspektive dem Leben unserer tierischen Ahnen zu. Es wird uns um so leichter gemacht, als noch ein gut Teil ihrer Nachkommenschaft in ihrer rudimentären Beschaffenheit neben uns lebt. Sie hüpfen auf Bäumen herum, schneiden Grimassen, hängen sich am Schwanze auf, stimmen ein fürchterliches Gebrüll an, beißen und liebkosen einander, ganz, wie wir sie noch in der Wildnis oder in den zoologischen Gärten sehen können. Vielleicht war es die größere Geschicklichkeit im Erhaschen der Nah-

rung, die zunächst einzelne oder eine ganze Kategorie dieser springenden Gesellen aus der Masse heraushob und vornehmer erscheinen ließ als die anderen. Vielleicht — jeder dieser Sätze muß naturgemäß mit einem „Vielleicht" beginnen — vielleicht hat in einer unendlichen Reihe von Generationen dieses unwillkürliche Vornehmsein eine Kluft befestigt zwischen jenem werdenden Adel unter den Tieren und der Masse derer, die auf jeden Fall so bleiben wollten, wie ihre Väter gewesen waren. Wie es auch gewesen sein mag, wir nehmen an, daß zu irgend einer unbestimmbaren Zeit die Beschaffung des Lebensunterhaltes für das sich weiterentwickelnde Wesen geregelt und gesichert war, so daß die Magenfrage nicht mehr ausschließlich die Kräfte und Interessen beanspruchte. Vielleicht — vielleicht auch nicht — war jenes uns völlig unbekannte Wesen damit in diejenige Periode eingetreten, in der unsere Gelehrten es als den Pithekanthropos bezeichnen.

Ich sah vor einiger Zeit ein Bild, das eine Familie dieses von den Gelehrten so schmerzlich gesuchten Pithekanthropos, des geheimnisvollen Zwischenwesens zwischen Affe und Mensch darstellt. Der gelehrte Maler hat sich unsere Ahnherren als kleiderlose, von oben bis unten mit Haaren bewachsene Wesen vorgestellt, die in einer Art unbewußter Erinnerung an ihre äffische Vergangenheit, deren Spuren sie noch deutlich an sich tragen, und in ebenso unbewußter Vorahnung der Ära „Mensch" dahinleben. Der Familienvater

hält es für unter seiner Würde, auf den Bäumen herumzusteigen, er biegt den früchteschweren Baum mit einer Stange nieder, so daß ihn der kleine Halbmensch mit der Hand erreichen kann. Einer der Buben aber spaziert, ein schwanzloses Äfflein, lustig, in großer Sicherheit an dem Baumstamm in die Höhe. Offenbar leben in ihm noch die Instinkte niedriger organisierter Ahnen. Am Fuße des Baumes sitzt die Mutter, an ihrer Brust ein Junges nährend. Die ganze Szene ist umgeben von einer weiten Landschaft, die das Werden und Wachsen dieser primitiven Menschen zu behüten scheint.

Wer sich doch in jene geschichtslose, von keiner Geschichtschreibung erreichbare Zeit zurückversetzen könnte, um in den schlummernden Seelen der werdenden Menschen zu lesen! Es fehlt uns jede Parallele, an der wir uns jene Phase der Entwicklung klarmachen könnten. Ein neugeborenes Kind, in dessen Seele der Mensch noch schlummert wie die Frucht in der Knospe, kann uns kein Abbild der Menschenkindheit sein, denn es wird ja herausgeboren aus einer uralten Zivilisation, die alle vererbbaren Instinkte beeinflußt hat, während die Urwesen, die wir meinen, in gerader Linie der Natur entstammten und noch keinerlei Zwang der Kultur an sich verspürt hatten. Und außerdem — was hülfe es uns, wenn der Säugling wirklich eine passende Parallele zu dem Seelenzustande des Pithekanthropos wäre! Die Psychologie des Säuglings wird stets ein dunkles

Land bleiben, in das kein Licht menschlicher Untersuchung hineinreicht. *Die Furcht vor dem Denken.*

Wenn die Herkunft des Menschen aus dem Tierreich eine Tatsache ist, so muß der Übergang von der tieferen zur höheren Stufe in dem langsam sich vollziehenden Ausreifen des ersten Gedankens zu suchen sein. Und was mag der Inhalt des ersten Gedankens gewesen sein!

Die Periode der Affheit ist vorüber, instinktive Klugheit hat die Magenfrage gelöst, die Bedingungen der Existenz sind normale, gesunde. Einer weiteren Entwicklung stehen keine Hindernisse im Wege, so drängt sie mit unwiderstehlicher Gewalt vorwärts, Zelle baut sich an Zelle und führt in jahrtausendelanger Arbeit dem entwicklungsfrohen Wesen Kräfte zu, die der Ausnutzung harren. So wurde und wuchs die Fähigkeit zum Denken und wartete auf die rechte Gelegenheit, den rechten Anknüpfungspunkt, um aus dem tierisch-unbewußten Dasein eine Menschheit herauszuheben, deren charakteristisches Merkmal das Denken ist.

Wie das zuging? Wer will es wissen! Offenbar war, ihnen selbst unbewußt, aus der Fülle der Natur aus der Mannigfaltigkeit des Zusammenlebens irgend etwas in den Gesichtskreis jener Halbmenschen getreten, das ihnen wertvoller erschien als Klettern und Springen, wertvoller auch als ein fetter Bissen. Vielleicht war es der Blick, mit dem sich zweie anschauten, in dem sie einander erkannten als verwandte Wesen; vielleicht

ist das plötzliche Aufleuchten individuellen Verstehens die Wiege des ersten, bewußten Denkens gewesen. Wer will beweisen oder leugnen, daß in der geschlechtlichen Liebe dieses erste Verstehen geboren wurde! Hatte die Natur schon lange daran gearbeitet, aus dem geschlechtlichen Durcheinander die ausschließliche Zusammengehörigkeit zweier Wesen in der Einehe herauszulösen als den idealen Ort für die Fortpflanzung der Art warum soll nicht gerade auf diesem natürlichsten Gebiet, das uns den Reichtum natürlicher Schaffenskraft und fortschreitender Entwicklung am deutlichsten zeigt, der erste Gedanke erzeugt und geboren sein!

Es ist natürlich, daß wir diesem ersten Gedanken niemals eine bestimmte Form geben können. Man hat nachträglich glaubhafte Erklärungen für die Haarlosigkeit unseres Leibes und die Entstehung unserer Kleidung gefunden, aber bei der Geburt des ersten Gedankens oder gar bei der Fixierung seiner Form werden wir immer in der Vermutung stecken bleiben.

Stellen wir uns einmal vor, jener erste Mensch, der im persönlichen Erfassen eines anderen, in ausschließlicher Neigung sich selbst als ein Ich begriffen hat, sei im Urwalde dem ihm ähnlichsten Geschöpfe begegnet und habe ihm zugeschaut, wie es nach Affenart allerlei Allotria trieb. Wer weiß, er hat während solcher Betrachtung vielleicht verwundert nach der Stelle gegriffen, an der ihm, resp. seinen Ahnen, vor Jahrtausenden

noch ein stattlicher Schweif wuchs! Wer weiß, der nie ganz erstorbene Nachahmungstrieb hat ihn vielleicht zu allerlei Springversuchen verleitet, die dann aber mißglückten. Warum mißglückten sie?

Warum? Ob diese aus Kindermund täglich tausendmal wiederholte Frage nicht auch die erste Frage gewesen ist, die sich in das noch ungeübte Denken der ersten Menschen hineingeschoben hat? Warum kann ich nicht mehr so springen wie der Affe! Warum finde ich kein Gefallen mehr daran! Und sinnend und suchend wandte sich der Unglückliche, Glückliche ab, um auf sein „Warum?" eine Antwort zu suchen. Er sucht sie noch bis auf den heutigen Tag; denn er hat das große Geheimnis noch immer nicht verstanden, das ihn aus der gedankenlosen Natur herauslöste als ein Ich. Er hat es noch nicht verstanden und — oft fast vergessen.

Auf dem Baume aber saß damals der Affe und lachte, lachte seinen lieben Zeitgenossen aus, weil er nicht mehr so hoch springen konnte wie früher, lachte ihn aus, weil er mit seiner Schwanzlosigkeit so vornehm tat. Er lockte seine Kinder und Nachbarn herbei und rief: „Seht doch den Kerl da an! Was der sich einbildet! Will klüger sein als wir! Seinen Großvater habe ich noch gekannt, habe mich oft mit ihm gebissen. Der hielt noch was auf die gute Sitte der Alten. Aber heute meinen die jungen Burschen alle, sie müßten Neuerungen einführen. Ich pfeife auf das Moderne!

Die Degeneration fängt schon an, man sieht's deutlich, der Schwanz ist schon weg. Das gönne ich ihm. Wir aber bleiben beim Alten!"

So rief er, und die ganze Affheit, die ganze Welt hallte wider von dem heiseren Geschrei: „Wir aber bleiben beim Alten!"

So ist es gekommen, daß die Söhne jener wackeren Wächter der Väterart heute in den zoologischen Gärten gezeigt werden als die komischsten Zeugen uralter Vergangenheit, statt daß sie neben uns wandeln als ebenbürtige Genossen unserer Zeit. Das kommt von der Furcht vor dem Denken!

Der werdende Mensch ließ sich aber von den Tollheiten des Affen nicht stören; er ging seine stillen, inneren Wege weiter und wurde mit wachsender Freude seiner selbst bewußt. Ich glaube, er hat sich besonders gerade aufgerichtet, wenn er höhnendes Gebrüll aus dem Urwalde her hörte. Diese Vergangenheit mußte abgetan sein. Hatte vorher die Natur langsam und leise die Grenzlinie gezogen, die Mensch und Tier voneinander trennte, jetzt machte der Mensch selbst diesen Unterschied deutlich.

Daß überhaupt aus der unbewußten Natur ein seiner selbst bewußtes Wesen herauswuchs, daß das Denken einmal als höchstes Naturprodukt ins Dasein trat, und daß die Entwicklung bis zu dieser Höhe eine vernünftige, gesetzmäßige, notwendige war, weist darauf hin, daß in den Tiefen der Natur Kräfte wirksam sind, die wir kaum anders bezeichnen können als „Denkkräfte".

Diese Denkkräfte haben sich durch den rohen, zähen Stoff hindurcharbeiten, hindurchwühlen müssen; denn der Stoff war nicht der Ort, an dem sie sich entfalten und auswirken konnten. Sie mußten sich in dem werdenden menschlichen Geiste eine Heimstätte schaffen, die ihrer würdig war. So ist das Werden des Denkens im Grunde ein Sichdurchsetzen ewiger Denkkräfte, ein von Stufe zu Stufe fortschreitendes Überwinden des Stoffes, eine Schöpfung im tiefsten Sinne des Wortes.

Die Furcht vor dem Denken.

Es ist zu natürlich, daß den ersten denkenden Menschen das Geheimnis ihrer Herkunft verhüllt blieb. Einem neugeborenen Kinde sind die Wege seiner Geburt auch verborgen, und ein Verständnis für die Bahnen, auf denen ein neuer Mensch gebildet wird, erwacht erst, wenn im Menschen selbst geschlechtliche, schöpferische Kräfte keimen. So wird auch das große Geheimnis der Herkunft der Menschheit sich dem Menschheitsganzen nicht eher enthüllen, bis das menschliche Denken aufhört, ruhendes Resultat einer langen Entwicklung zu sein, und anfängt, selbst lebendig, der Ursprung neuer Entwicklungen zu werden. Das aber sollte es nach der ursprünglichen Absicht der schaffenden Natur ganz gewiß sein; das erste Denken war ein Überwinden. Im Denken lag das große, gewaltige Vorwärts der Menschen, im Denken sollte die Menschheit nicht nur Geschöpf, sondern Genossin des Schöpfers sein, sollte die unbedingte Herrin über den Stoff werden, und nicht minder

über die Hemmnisse, die ihre geistige Struktur selbst dem Denken in den Weg legte.

Wir wollen hier darüber nicht debattieren, ob das Werden des denkenden Menschen eine Schöpfung in dem gebräuchlichen Sinne des Wortes ist, oder ob es sich dabei um einen materiellen Vorgang handelt, in dessen Verlauf der Stoff auf irgend eine Art verfeinert, verdünnt, vergeistigt wurde. Denn erstens haben wir gesehen, daß Schöpfung und Entwicklung gar nicht einander ausschließende Begriffe sind, und zweitens würde das Resultat, der denkende Mensch, durch eine solche Unterscheidung in keiner Weise berührt. Endlich würden wir unserer Betrachtung vorgreifen und ein Urteil abgeben, das uns vorläufig nach der Gesamtlage, in der wir uns befinden, gar nicht zusteht. Vorderhand genügt uns die wohlbegründete Vermutung, daß der Menschheit in ihrer Entstehung der Weg gewiesen war, auf dem sie aus dem Geschöpf zu einem Schöpfer werden sollte.

Worin mußte nun diese schöpferische Arbeit bestehen? Jedenfalls nicht darin, daß der Mensch auf künstlichem, mechanischem Wege Dinge zustande bringt, die, an sich gut und schön, auf keinen Fall aber zu seinem Wesen gehörig, unentbehrlich sind, Dinge, die ebensogut auch anders sein könnten. Schaffen ist etwas ganz anderes als etwas machen. Die schöpferische Aufgabe des Menschen lag in der Fortführung der bei seiner Geburt begonnenen Entwicklungslinien. Die An-

fänge waren Erlösung aus dem Sinnlichen, Loslösung aus der animalischen Welt, die Anfänge waren die Nobilitierung des dazu geeignetsten Wesens. Die Fortführung müßte also notwendigerweise darin bestehen, daß diese Erlösung vollendet, das Animalisch-Sinnliche unbedingt beherrscht würde, daß der Mensch in unbeschränkter Freiheit, in unantastbarer Vornehmheit seinen Adel bewahrte, nicht als ein Vorrecht allein, sondern als eine Aufgabe, eine Pflicht. Noblesse oblige!

Die Frage, ob der Mensch den begonnenen Weg fortgesetzt habe, wird sehr verschieden beantwortet. Die einen bejahen sie ohne alle Bedenklichkeit. Sie ergötzen sich an den ungeheueren Errungenschaften des menschlichen Geistes, weisen stolz auf Wissenschaft und Technik und behaupten, diese Dinge seien ein schlagender Beweis dafür, daß das menschliche Denken innerlich erstarkt und äußerlich gewachsen sei. Sie nehmen die Kunst noch hinzu und argumentieren, aus Wissenschaft und Technik und Kunst habe sich die Kultur gewoben, in deren sicherem Schutz der Mensch von heute geworden ist, und der Mensch von heute sei doch ganz etwas anderes, als der Wildling der Eiszeit oder der Steinzeit gewesen sei. Ich will dem gegenüber nicht wieder das Klagelied über die heutige Kultur singen. Die Spatzen pfeifen es schon fast von den Dächern. Ich will zugeben, daß der Mensch es verstanden hat, sich eine Umgebung zu schaffen,

die jedenfalls bequemer, eleganter und kostspieliger ist als die der Urzeit. Ich räume ohne weiteres ein, daß die praktische Anwendung der Ergebnisse der hygienischen Wissenschaft in unseren Wohnungsverhältnissen, in unserer Nahrung und Bekleidung einen Fortschritt bedeutet gegen die Zeit vor 50 oder gar 100 Jahren. Ich will gewiß die Wissenschaft nicht verachten. Aber mir drängt sich immer wieder die Frage auf, ob denn der Mensch in der neuen Umgebung, die er sich geschaffen hat, auch selbst, virtuell ein anderer geworden sei, ob die Kraft seines Denkens an sich gewachsen, sein ganzes persönliches Sein gesteigert worden sei. Die Probe darauf könnte gemacht werden. Nimm einem der Tüchtigsten unter uns plötzlich Eisenbahn, Telegraph, den Komfort seines Hauses oder gar, was wohl das Schlimmste wäre, seine Zeitung und sieh dann zu, was dem tüchtigen, vielbewunderten Manne übrig bleibt.

Mir fällt eine lehrreiche Geschichte ein.

Ein reicher, junger Mann hörte eines Tages, daß ein Mensch in völliger Bedürfnislosigkeit mit seinen Freunden durchs Land ziehe und überall durch die Kraft seiner Gedanken das Feuer eines neuen Lebens anzünde. Da erwachte in ihm der brennende Wunsch, diesen seltsamen Menschen kennen zu lernen, um sich unter die große Wirkung seiner Gedanken zu stellen. Als er zu ihm kam, sah er, daß die Gedanken dieses Menschen Taten, seine Worte greifbare Werke waren, daß in seiner Umgebung Kranke gesund und Traurige

fröhlich wurden. Und weil er ein gutes, ehrliches Herz hatte, weil er sich selbst gestehen mußte, daß sein eigenes Denken gegenüber dem hier Geschauten arm und klein gewesen war, so bot er sich jenem Manne zum Freund und Schüler an. Der aber stellte für die Aufnahme in seinen Freundeskreis eine harte Bedingung. Er sprach zu ihm: „Gehe hin und mache dich von der ganzen Umgebung los, die du irrtümlich bisher für Kultur gehalten hast. Gewöhne dir die unnatürlichen Bedürfnisse eines Kulturmenschen ab, dann kannst du mein Freund und Schüler werden. Bei uns, in dem Reiche, in dem wir leben, gilt und herrscht nur eine Macht: wahrhaftes, menschliches Denken. Wenn du dazu Mut hast, so sollst du uns willkommen sein."

Die Furcht vor dem Denken.

Der reiche junge Mann aber erschrak und ging mit zerrissener Seele davon. Er war so an seine Umgebung, an seinen Reichtum gewöhnt, daß er sich gar nicht vorstellen konnte, wie ein Mensch auch ohne das leben sollte. So sehr er sich auch nach reinem Denken gesehnt hatte, so sehr ihn auch die schaffende, erlösende Wucht des Denkens angelockt hatte, jetzt, da sie in ihrer überwältigenden Größe fordernd vor ihn hintrat, ging er ihr aus dem Wege. Er zog doch im Grunde das behagliche Haben vor und fürchtete sich vor dem Denken.

Diese Geschichte ist wahr. Sie wiederholt sich in jeder Generation. Das Schlimme ist nur, daß sich bei uns eine so maßlos bescheidene Vor-

stellung vom Denken als die einzig berechtigte eingebürgert hat, daß man Subtilität in der Konstatierung von Tatsachen, kluge Reflexionen über das Denken, mechanische Überwindung natürlicher Kräfte für Denkvorgänge hält. Und in diese Vorstellung ist man so verliebt und versessen, daß man alle, die vom Denken mehr halten zu müssen glauben, für unklare Schwärmer hält und sich ihnen gegenüber furchtbar klug vorkommt. Eine Tatsache unterstützt leider diese menschenunwürdige Meinung vom Denken und bestärkt die Furcht vor dem Denken: die Tatsache nämlich, daß abstraktes Denken dem Sinnlichen entnommen zu sein scheint, während doch das Sinnliche im Abstrakten eigentlich nur eine andere Gestalt angenommen hat.

Aus dem Stadium der allerersten Loslösung aus dem Tierreiche ist der Mensch noch nicht herausgekommen. Er ist in diese Welt eingezogen und hatte zunächst die Aufgabe, sich darin so einzurichten, daß er seiner selbst würdig darin leben könne. Und in dieser Arbeit des Einrichtens ist er stecken geblieben bis auf den heutigen Tag. Die Wissenschaft will aus natürlichen Gesetzen theoretische Regeln darüber herleiten, wie diese Einrichtung beschaffen sein müsse. Die Praktiker suchen diese Regeln anzuwenden; und Theoretiker sowohl wie Praktiker bekämpfen sich untereinander unter Aufbietung von viel Geist und Verstandesschärfe und halten ihre Kämpfe für so wichtig, daß sie Bücher darüber schreiben, und

meinen, auch kommende Generationen müßten sich dafür interessieren. Dieser Streit, dieser „Kampf der Geister" kommt mir oft vor wie der Streit der Packer, die Möbel in ein neues Haus tragen und sich darüber zanken, wo sie stehen sollen. Wenn der Besitzer der Möbel seinen Packern innerlich überlegen sein will, so müßte er mit demselben Gleichmut, mit dem er bestimmte Anordnungen trifft, auch sagen können: das ist mir gleichgültig! Und so sollen sich die Rufer im Streit nicht wundern, wenn viele ganz ohne jedes Interesse an ihren wissenschaftlichen Zänkereien vorübergehen. Es gibt eben gottlob auch heute wieder Leute, denen das alberne Packergezänk von Herzen gleichgültig ist. *Die Furcht vor dem Denken.*

Wir beziehen doch wahrhaftig ein neues Haus nicht, um es ewig einzurichten, sondern um darin zu leben. Aber eben über die Einrichtungsarbeiten auf dieser Erde ist der Mensch noch nicht hinausgewachsen. Ja, er hat sich nicht einmal in diesen Vorarbeiten zum menschlichen Dasein bewährt. Es harrt noch manche Vorfrage menschenwürdiger Existenz ihrer Erledigung. Ich nenne unter vielen nur die eine, die soziale Frage.

Was ich die Einrichtungsarbeiten nenne, hat einen Kampf um materielle Güter heraufbeschworen, der sich, was seine Heftigkeit und seine Mittel betrifft, im Grunde nicht unterscheidet von den tierischen Kämpfen um den fettesten Bissen. Je mehr dieser materielle Kampf in den Vordergrund tritt und alle verfügbaren Kräfte

absorbiert, je mehr dem in diesen Kämpfen Erfolgreichen von Schmeichlern die Meinung beigebracht wird, er habe wirklich etwas erreicht, um so dichter verhüllt sich solch einem unglücklichen Glückskinde die Menschheitsaufgabe, auf dem Wege des Denkens aufwärtszusteigen; um so fremder wird dem um Stoff Ringenden die Welt des Gedankens. Die Stufe, auf der er innerlich steht, ist die eines verfeinerten Tieres, eines „animal aureum".

Wenn dieser Kampf ums Geld wenigstens immer mit ehrlichen Mitteln gekämpft würde, so wäre zu hoffen, daß er nicht so viele Menschenseelen vernichtete. So aber kehrt hier und da ein Kämpfer auch von der erfolgreichen Bahn zurück und geht stillere Wege. Ein aufrichtiger, auf jeden Fall nach Wahrem fragender Mensch hält auch die feine, dünne Lüge auf die Dauer nicht aus, ohne die der materielle Kampf heutzutage unmöglich sein soll. Aber ihrer sind leider nur wenige. Die meisten haben sich an starkes Lügen gewöhnt und merken gar nicht, wie die Lüge im gesamten Leben, in Familie und Gesellschaft, in Gemeinde und Staat eine herrschende Macht geworden ist, die sich wie Meltau auf die zartesten Denkfrüchte legt und sie erstickt.

Auch in dem sog. „Kampfe der Geister" geht es nicht ohne Lüge her. Um einige Führer sammeln sich Parteien. Die Sache der Führer wird zur Parteisache; und Parteien lügen sich, wenn es nötig wird, immer durch, die einen ohne, die an-

deren „mit Gottes Hilfe". In diesem Streite der Parteien wird der zum Geistesadel bestimmte Mensch zum „animal disputax", dem es im Eifer des Gefechts entgeht, daß er sich mehr und mehr von seiner Bestimmung entfernt und seine Entwicklung unterbricht.

Die Furcht vor dem Denken.

Die feine oder auch starke Verlogenheit, an die man sich im Kampfe gewöhnt hat, ist unmerklich zum charakteristischen Zeichen unserer ganzen gesellschaftlichen Lage geworden. Hört nur einmal den Menschen zu, wenn sie miteinander reden! Ganz gleich, ob sie hinter edlem Wein oder hinter gemeinem Schnaps sitzen! Hört nur, was sie miteinander reden! Da sagt kaum einer dem anderen die Wahrheit. Da sucht sich jeder mit einem Schein zu umgeben, der den anderen über den Stand der Dinge und der Persönlichkeit täuschen soll. Jeder will besser, klüger scheinen als er ist. Die ärmsten Tröpfe verschmähen es nicht einmal, sich mit dem goldenen Schimmer des Geldes zu umgeben und reicher zu erscheinen als sie sind. Im Dienste der Wahrheit ist man mit dem Gelde ungeheuer sparsam, die Lüge macht unter Umständen sogar Geizkrägen nobel.

Wenn in diese verlogene Gesellschaft ein Wahrheitsmensch eintritt und harmlos, wie selbstverständlich, das Wahre sucht und sagt und das Unwahre nicht gelten läßt, so wird er als ein lästiger Störenfried, als ein unbequemer Gesell angesehen, als ein ungebildeter Mensch, der die einfachsten Regeln gesellschaftlichen Taktes nicht kennt.

Ja, wahrhaftig, die gesellschaftliche Lüge ist das gleißende Resultat der Denkvorrichtung im Menschen. Und diesen organischen Fehler in unserer geistigen Struktur, diesen Fremdkörper im Leibe der Menschheit hat noch keine spitzfindige Wissenschaft zu überwinden vermocht. Wenn die Lüge in Gefahr gerät, dann tritt immer noch die Gesellschaft für sie ein aus — Furcht vor dem Denken.

Hemmnisse des Denkens.

Es ist schon angedeutet worden, daß, solange es ein Denken gibt, auch allerlei Faktoren tätig waren, das ursprünglich gesunde Denken in ungesunde Bahnen zu leiten. Daß solche Hemmnisse überhaupt vorhanden sind, ist an sich eine natürliche Erscheinung, über die wir uns nicht zu wundern brauchen. Ich möchte sogar weiter gehen und behaupten, daß diese Hemmnisse notwendig waren und sind. Es gibt kein sittliches Gut, keinen geistigen Wert, der nicht ein gut Teil seiner Bedeutung aus dem fortgesetzten Kampf gegen sein Widerspiel schöpfte. Es gibt keine gute Kraft in unserer Seele, die nicht a u c h dadurch gut bliebe, daß sie ihr Gegenteil, das Böse, fortwährend bekämpfen und überwinden muß. Auch die menschliche Denkkraft hat nicht von vornherein die Verheißung, daß sie mühe- und kampflos sich entfalten und ihre Alleinherrschaft zur unbestrittenen Anerkennung bringen sollte. Schon die durch die

Leiblichkeit bedingte Zugehörigkeit des Menschen zur stofflichen Welt ließ ohne weiteres vermuten, daß in jedem neugeborenen Menschen Geist und Stoff sich miteinander zurechtfinden müßten. Außerdem ist kein Zweifel, daß, je höher die Entwicklung steigt, je größer die Anforderungen werden, um so sicherer die Hemmnisse des Fortschrittes in diesem selbst liegen. Alles, was hoch steigt, hat Schwerkraft zu überwinden, und je höher, um so viel mehr.

So ist die Zugehörigkeit des Menschen zur sinnlichen Welt das nächstliegende Hemmnis des Denkens. Die Sinnlichkeit, die zu ihrer Befriedigung stofflicher Genüsse bedarf, die Nahrung, die wir aus dem uns umgebenden Stoff zu uns nehmen, der Geschlechtstrieb, der, ungeregelt und ungezügelt, den Menschen zum Sklaven des Stoffes macht und ihn auf die Stufe des Tieres zurückwirft, das alles hängt sich wie Bleigewicht an die Flügel des Denkens und raubt ihm seine Kraft, ja sein Leben. Wenn wir uns einmal klarmachen, wieviel Sorge, Mühe und Schweiß die Menschheit heute noch darauf verwendet, eine Antwort auf die Frage zu finden, was sollen wir essen, was sollen wir trinken! — wenn wir überlegen, wieviel Millionen Menschenleben im Dienste des Geschlechtstriebes auf- und untergehen, so sollten wir füglich von der errungenen Höhe, dem rasenden Fortschritt menschlicher Kultur schweigen, sollten vor allem mit der Einbildung brechen, daß das menschliche Denken auf gesunden Bahnen

sei. War die Geburt des ersten Gedankens erst dann möglich, als die Magenfrage ihre erste Reife erlebt hatte, so wird der Gedanke sterben, wenn die Magenfrage wieder in den Vordergrund tritt. Hier liegt eine doppelte Aufforderung: einmal die, daß die soziale Frage, die doch zum großen Teil eine Magenfrage, jedenfalls eine das äußere Leben betreffende Frage ist, schnell und energisch ihrer Lösung entgegengeführt wird. Und zwar nicht, um den ewig unzufriedenen Schreiern das Maul zu stopfen und dann Ruhe vor ihnen zu haben, sondern aus innerstem Interesse am Menschheitsfortschritt. Sodann: wir sollen nicht vergessen, daß wir die Speise zu uns nehmen, um zu leben, und daß Essen nie Selbstzweck ist. Jedes Raffinement in unserer Ernährung widerspricht unserem menschlichen Zweck und damit unserer menschlichen Würde. Wir sollen Speise und Trank handhaben wie etwas Selbstverständliches, wie etwas, das auf jeden Fall unter uns liegt. Nur dann steht die Nahrung in unserem Dienste, und nicht wir in dem ihrigen. Nur dann bleiben Kräfte frei, deren wir zum Denken bedürfen. Die Furcht vor dem Denken sitzt bei den meisten im Magen, und da ist sie leider nur allzu gut verwahrt.

Mindestens ebenso bemerkbar wie Hunger und Durst macht sich der Geschlechtstrieb und wird vielen ein starkes Hindernis gesunden, reinen Denkens. Er erfüllt die Phantasie, die geistigen Strebungen mit Stoffen, die ganz dem animali-

schen Leben angehören. Diese geschlechtlichen Stoffe wirken auf die Denkkraft wie ein narkotisches Mittel und haben dann vermöge ihrer gröberen Beschaffenheit und größeren Intensität mit der völligen Überwindung des Denkens leichtes Spiel. Wer seinen Geschlechtstrieb nicht bändigen kann, der mag ein gescheiter Mensch sein, der mag mancherlei finden und entdecken, der mag einen scharfen Verstand haben und ein großes Wissen — menschenwürdig denken kann er nicht. Auch der Geschlechtstrieb, der sein heiliges Recht, seine bedeutungsvolle Würde hat, soll von uns gehandhabt werden wie etwas Selbstverständliches. Mehr, er soll zur Förderung unseres Lebens beitragen, soll uns eine Quelle reiner Freuden werden. Wir sollen ihn aus dem Tierischen erlösen und ihm Persönlichkeitswert verleihen und auf keinen Fall seinetwegen unseren Adel verlieren. Dann werden Kräfte in uns gelöst, die stürmisch vorwärtstreiben, die sich als Teile der aus den Tiefen der Natur stammenden ewigen Denkkräfte erweisen.

Aber freilich die Sinnlichkeit läßt sich nicht aus sich selbst heraus überwinden oder an den ihr gebührenden Platz weisen. Sie wird nur gebändigt durch eine stärkere Macht. Diese stärkere Macht ist das Denken, das Urmenschliche. Und ich halte es nicht für unmöglich, daß ein Mensch, der sich aufrichtig nach Erlösung aus dem Tierisch-Sinnlichen sehnt, in dieser Sehnsucht den Kräften begegnet, die ihn heben und tragen wollen. In der

groben wie in der feinen Sinnlichkeit wohnt die Furcht vor dem Denken. Darum muß eins mit dem anderen überwunden werden. Und das ist möglich, es muß gehen! Dafür spricht die Erfahrung.

Ein weiteres Hemmnis des Denkens ist die Denkfaulheit, die geistige Trägheit, die mit der Sinnlichkeit nahe verwandt ist. Diese Trägheit braucht nicht immer in allgemeiner Arbeitsunlust zu bestehen. Im Gegenteil! Sie kann sehr geschäftig sein. Sie kann im äußeren Leben namhafte Erfolge erzielen. Die Trägheit, die ich jetzt meine, kann aussehen wie nie rastender Fleiß. Diese Trägen können gehetzte Leute sein, die nie einen Augenblick Zeit haben. Aber die Kräfte, von denen sie getrieben werden, liegen in den Stoffen, der Kampf, den sie kämpfen, ist ein rein materieller. Der Lohn ihrer Arbeit ist armseliges Geld. Die ganze Gedankenwelt dieser gehetzten Kultursklaven wird einseitig in einer einzigen Richtung bewegt und in dieser Richtung dann zuweilen bis zur Virtuosität ausgebildet. Ein feines Gefühl für die Bewegungen auf dem Geldmarkte, eine scharfe Unterscheidungsgabe für den Wert der Waren und dergleichen Künste mehr werden gezüchtet. Eine gewisse Art von Energie wird geübt. Und all diese Gedankenschärfe und all diese Energie legt sich wie ein Bann auf die innersten, feinsten Kräfte des Menschen, lähmt das Denken und bringt ein Philistertum zustande, das gerade dadurch so unerträglich ist, daß es sich

immer als das klügere, reifere, erfahrenere, „im praktischen Leben stehende" Element gebärdet, dem gegenüber der stille, wirkliche Denker eine klägliche Rolle spielt. Es ist ein Jammer, daß meistens nur dieses kluge, kulturselige Philistertum in der Lage ist, einen bestimmten Zweig wirklich wertvoller menschlicher Kultur äußerlich zu fördern, die Kunst. Das bringt diesen Denkfaulen eine besonders günstige Meinung von sich selbst bei und ist eine betrübende Ironie auf die Lage unserer Kultur überhaupt.

Will man diesen Leuten mit einem Gedanken nahekommen, der sie viel näher angeht als Konjunktur, Steuer und Zoll, so winken sie etwas müde ab: Keine Zeit! Haben den Kopf voll genug! Einige lassen sogar recht geschmackvoll durchblicken, daß sie ihre Steuern bezahlen, damit der Staat Männer anstelle, die sich mit „solchen Sachen" beschäftigen. — Furcht vor dem Denken!

Ob diese Art von Trägheit zu überwinden ist? Vielleicht, wenn die Gewaltkur angewandt wird, die Jesus mit dem reichen Jüngling vornehmen wollte. Vielleicht, wenn ein wahrhaftiger Mensch, dem diese Kultur alles geboten hat, was sie zu bieten vermag, in instinktivem Ekel sich abwendet von der feineren Sinnlichkeit dieser Kulturgüter und den sich regenden Kräften seines Innersten nachgibt. Vielleicht, wenn einer merkt, daß sein bisheriges Denken ein Nichdenken war. Mit dieser Einsicht ist schon viel gewonnen. Sie ist eine schmerzhafte Buße, aber sie kann weiter-

führen. Sie bedarf fast immer eines Anstoßes von außen her, und dieser Anstoß muß von einem Denkenden ausgehen.

Immer feiner werden die Hindernisse des Denkens. Und je feiner, um so gefährlicher.

Es gibt eine Eitelkeit, die besonders bei sog. Gebildeten zu Hause ist, eine Eitelkeit, die ihren Grund zu haben meint gerade in der vorzüglichen Beschaffenheit des Denkens. Ja, diese Leute sind sehr klug. Sie haben sogar einmal ein philosophisches Buch gelesen, in dem sie „nur Einiges" nicht verstanden haben. Sie haben genügend Zeit gehabt, sich über die verschiedenen Richtungen in den Geisteswissenschaften auf dem laufenden zu halten, und sie wissen auch über die verschiedenen Richtungen in der Kunst Bescheid. Sie haben ihrer Bildung den letzten Schliff gegeben durch einige Reisen und wissen nun von Museen und Bildergalerien zu erzählen und haben sich teuere Andenken mitgebracht. Man redet wohl von einem berechtigten Bildungsstolz, und in diesem glauben sie nun schwelgen zu dürfen. Mit einem Worte: Blüte der Kultur!

Ja, was soll man mit dieser Eitelkeit anfangen! Sie bilden sich ja fest und steif ein, sie seien musterhafte Denker, sie haben es in mehr als einer glänzenden Konversation bewiesen. Wenn ihre Klugheit sie nicht von selbst dahin bringt, daß sie die Gefahr ihres Dilettantentums merken, wenn in ihrer eitlen Aufgeblasenheit alle innere Tiefe und Stille untergeht, so daß sich

niemals das Vielerlei ihres Könnens und Wissens zu einem lebendigen, aus sich selbst wachsenden Ganzen gestaltet — dann wird ihnen schwerlich zu helfen sein. Mir ist nur gewiß, daß diese Art des Bildungsbazillus ein schädliches Gift für starkes Denken ist und den Menschen in seinem Wesensbestande um keinen Schritt vorwärtsbringt.

Sollten wirklich nicht alle Menschen für menschliches Denken organisiert sein? Es wäre grausam, aber es scheint oft so.

Und nun das nach meiner Erfahrung allergefährlichste Hemmnis für das Denken! Wie soll ich es nennen! Wir kennen die Sache alle, aber es gibt noch keine allgemein anerkannte Bezeichnung dafür, unter der wir es immer wiedererkennen könnten. Ich meine jenes Stimmungswesen, das am deutlichsten unter der Einwirkung gewisser Narkotika hervortritt, sei es nun Alkohol oder eine begeisternde Rede oder sonst irgend etwas, das den einzelnen in einer Massenstimmung untergehen läßt. So gibt es patriotische, konfessionelle, religiöse und von der Kunst beeinflußte Stimmungen, die die Seele in eine Art von Rausch versetzen. Ist dieser Seelenrausch nur ein akuter, vorübergehender, so mag er nicht schaden, im Gegenteil, er kann sogar dazu dienen, daß der Mensch sich vor einem zweiten Rausch dieser Art hütet. Wird er aber chronisch, tritt nie mehr der Zustand absoluter Nüchternheit ein, dann bin ich ratlos.

Die Gefahr dieser seelischen Berauschung be-

steht darin, daß sie den Menschen über die allerplatteste Alltäglichkeit hinweghebt und ihm so die Überzeugung beibringt, daß er tatsächlich mit seinem Geiste in übersinnliche Regionen hineinreiche. Der Stimmungsvirtuose, der in seiner Leidenschaft großer augenblicklicher Anstrengungen und Opfer fähig ist, kann mit hinreißender Wärme von sich deklamieren, was Goethe von Schiller gesagt hat: „Und hinter ihm in wesenlosem Scheine lag, was uns alle bändigt, das Gemeine." Und dabei erstickt er fast im Fein-Sinnlichen!

Meist ist dieser Rausch religiöser Art, und eine ganze Reihe trauriger Beispiele hat bewiesen, wie eng solche Rauschzustände mit der gröbsten Sinnlichkeit verwandt sind.

Wenn man in völliger Nüchternheit mit seelisch berauschten Menschen zusammentrifft, so hat man ein ähnliches Gefühl, als wenn man in eine schon recht weit vorgeschrittene Hochzeitsgesellschaft einträte, in der alle in derselben Stimmung sind, in der das Persönliche unter der Wirkung des Alkohols ausgeschaltet ist. Dieser allgemeine Nebel und Rausch, der die niederen Seelenkräfte in Tätigkeit bringt, hat meistens zur Folge, daß sich der einzelne nur in ganz bestimmter Weise mit sich selbst beschäftigt. Nämlich entweder er ist gerührt über seine eigene Güte, oder er zerfließt vor Mitleid mit sich selbst. Der klare Blick für sein Ich ist ihm verloren gegangen. Er sieht sich entweder zu groß oder zu klein, und mit dem

rechten Augenmaß verliert er langsam, aber sicher den Wahrheitssinn überhaupt. Sowohl das künstlich gesteigerte Hochgefühl als auch der unreife Weltschmerz ist ihm eine Wonne und Seligkeit. Er geht allen Ernüchterungen aus dem Wege, er fürchtet, sein Bestes, seinen Rausch, zu verlieren. Wie soll da gesundes Denken gedeihen!

Soll man diese Schlaftrunkenen wecken? Wer will die Verantwortung tragen, wenn sie beim Erwachen einen tödlichen Sturz tun wie ein Mondsüchtiger, der sich verstiegen hat! Das ist der Satan in Lichtgestalt — die Furcht vor dem Denken im Gewande seelischer Erhebung. Starke Naturen überleben die Ernüchterung, schwache brechen darüber zusammen. Aber ich möchte doch lieber vor der Wahrheit zusammenbrechen, als von der Lüge mich in tödlichen Rausch einlullen lassen.

Die Wissenschaft und das Denken.

Die Vertreter der Wissenschaft haben augenscheinlich allen Grund, meine bisherigen Darlegungen entrüstet zurückzuweisen. Ich komme vielleicht gar in den Verdacht, ich habe meine Studentenzeit zu allem möglichen anderen, nur nicht zum Studieren benutzt, sonst könnte ich nicht eine so geringe Meinung von der Wissenschaft haben und müßte wissen, daß nichts das wirkliche Denken so sehr übt und stärkt als wissenschaftliche Arbeit. Ich kann diesen Verdacht mit Gleichmut ertragen. Ich habe als Student wirklich studiert und habe mir aus meinem eigenen Studium

einen ungeheueren Respekt vor der Wissenschaft bewahrt. Ich gehöre nicht zu denen, die, wenn sie in Amt und Brot sind, meinen, sie dürften nun schleunigst wieder vergessen, was sie als Studenten gelernt haben. Ich bin tief durchdrungen von dem Bewußtsein, daß Wissenschaft nötig ist, und ich wünsche oft, daß mir der eine oder andere Zweig der Wissenschaft vertrauter sei als er es bisher war. Ich möchte sie beherrschen können wie der Maler den Pinsel, wie der Bildhauer den Meißel beherrscht. Kurz, die Würde und Größe insbesondere der deutschen Wissenschaft steht mir über allem Zweifel.

Das schließt aber nicht aus, daß ich mich davor hüte, sie zu überschätzen. Und die Überschätzung der Wissenschaft ist eine Krankheit, die das Erstarken und die naturgemäße Weiterbildung des Denkvermögens bei vielen ihrer Anhänger hindert. So entsinne ich mich eines Studiengenossen, der vom Wissenschaftsbazillus unheilbar infiziert worden war. Einer unserer Professoren, der als Leuchte der Wissenschaft einen unbezweifelten Ruf genoß, hatte einmal in seinem Kolleg sein wissenschaftliches Handwerkszeug beiseite gelegt und war uns mit der ganzen Wärme und Wucht seiner reifen Persönlichkeit entgegengetreten. Als ich nachher meine Freude über diese unmittelbare Offenbarung eines wertvollen Menschen äußerte, rief jener wissenschaftskranke Studiengenosse: Ach was! Im Kolleg will ich nicht den Menschen, da will ich Wissenschaft!

Das ist mir lange nachgegangen, und ich habe mich oft gefragt, ob denn mein eigenes wissenschaftliches Verständnis so gering sei, daß ich mich von persönlichen Ausbrüchen ihrer Vertreter überrumpeln lasse. Ich muß gestehen, daß fast alles, was jener Gelehrte mir beigebracht hat, mir wieder abhanden gekommen ist, zum Teil auch darum, weil ich theoretisch später andere Wege gegangen bin. Aber die prächtige Persönlichkeit, das starke Leben, das er ausstrahlte, die Wärme und Frische, die von ihm ausging, das ist mir geblieben, und zwar nicht nur in freundlicher Erinnerung, sondern als ein Moment, das mein eigenes Leben gefördert hat. *Die Furcht vor dem Denken.*

So tröste ich mich nun über meine Stellung zur Wissenschaft. Ich achte und liebe sie. Aber ich kann sie nicht für den höchsten Zweck, auch nicht für die höchste Tätigkeit des Menschen halten. Der Mensch ist doch nicht dazu da, um Professor zu werden. Wenn man den Satz umkehrt, so bekommt er schon einen besseren Sinn: Der Professor soll ein Mensch werden. Wenn das Denkvermögen das den Menschen vom Tiere unterscheidende Merkmal ist, so muß dieses Charakteristikum des Menschseins sich weiter erstrecken als nur auf die paar Professoren. Ja, so schließe ich weiter, so muß Denken etwas anderes sein, als was die Professoren tun.

Wir beginnen mit den technischen Wissenschaften. Sie lehren uns Häuser bauen, Wasserleitungen anlegen, die Kraft der Elektrizität an-

wenden, Brücken schlagen und viele andere nützliche Dinge, die wir schmerzlich entbehren würden, wenn wir sie nicht hätten. Diese Wissenschaften haben glänzende Vertreter, Entdecker neuer Möglichkeiten, und das dankbare Publikum zögert nicht, sie als geniale Menschen zu feiern. So soll der Erbauer der Müngstener Brücke ein genialer Mann sein, weil er ein weites Tal mit einem einzigen Brückenbogen überspannt hat. Ich gebe zu, daß viel fleißiges Nachdenken, eine große Kombinationsgabe, eine ungeheuere Kenntnis aller in Frage kommenden Gesetze und Regeln dazu gehört, ein solches Riesenwerk zu bauen. Daß die Müngstener Brücke einen ungeheueren Fortschritt unserer Technik bedeutet, will ich gern und ohne Rückhalt zugeben. Was aber ein technischer Fortschritt mit der fortschreitenden Erlösung der Menschheit aus dem Animalischen zu tun hat, was also im Grunde die technischen Wissenschaften mit dem Denken zu tun haben, das ist mir unerfindlich geblieben. Die Technik gehört zu der Art menschlicher Tätigkeiten, die das Einrichten auf Erden besorgen sollen. Aber der Mensch, sein Denken, sein Ziel bedeutet mehr als Sicheinrichten auf Erden.

Und die Naturwissenschaft! Sie durchsucht, soweit ihre Instrumente dazu ausreichen, das Weltall und stellt die Gesetze fest, nach denen die Millionen Sterne umeinanderkreisen, sie zerschneidet die organische Natur in ihre kleinsten Bestandteile, die das unbewaffnete Auge nicht

mehr sieht. Sie beobachtet liebevoll das Geborenwerden und Sterben. Sie erzählt uns von grauer, vorgeschichtlicher Zeit und gibt uns ein Bild davon, wie die Erde wurde, und wie in rastloser Entwicklung die Arten entstanden. Ja, sie hat Unerhörtes geleistet. Sie wird noch auf lange hinaus diejenige Wissenschaft sein, die unser Interesse am meisten beansprucht.

Aber gedacht, geschaffen hat sie nicht. Sie hat dem Vorhandenen nachgedacht, ist der Geschichte der Natur sorgsam nachgegangen. Erlöst, gehoben, gesteigert hat sie das Menschsein nicht, das kann nur das Denken.

Und die Geschichtswissenschaft! Sie gräbt vergilbte Quellenschriften aus, buchstabiert an halb verwitterten Steinen herum, um längst gestorbene Menschen uns wieder lebendig werden zu lassen, längst geschehene Dinge zu erklären. Dazu gehört gewiß ein scharfes Auge, ein fein sondernder Verstand, eine vornehme, kühle Unparteiligkeit, ein selbstloses Nachgehen und Nachdenken hinter dem her, was gewesen ist, aber kein schöpferisches Walten, kein starkes, urwüchsiges Denken. Der gelehrteste Historiker kann zugleich der kümmerlichste Mensch sein. Und seine Resultate haben in das Rad des gegenwärtigen Geschehens noch nie eingegriffen.

Dasselbe gilt im großen und ganzen von den Sprachwissenschaften. Ich habe von einem Manne gehört, der in 72 Sprachen schreiben, reden und lesen kann. Aber das ist auch das Bemerkens-

werteste an ihm geblieben. Ich habe nie gehört, daß er für sich oder gar für andere Ursprung und Quelle lebendigen Fortschritts geworden sei.

Alle diese Wissenschaften sind ein reproduzierendes Nachdenken, das die Technik des Verstandes bis zur Virtuosität ausbilden kann, aber mit dem Denken in seiner ursprünglichen Bedeutung haben sie nichts zu tun.

Nun die Königin in den Wissenschaften, die Philosophie! Wer soll denn noch gedacht haben, wenn nicht die Philosophen von den sieben thebanischen Weisen an, über Plato und Aristoteles bis hin zu Kant, Hegel und ihren Nachfolgern. Sie haben doch wirklich geschaffen, waren Genies und hinterließen uns neue Werte.

Nichts kann mir ferner liegen, als den Glanz dieser Sterne trüben zu wollen. Ja, sie haben geschaffen! Aber was! Sie haben das Naturerkennen, das ihrer Zeit zu Gebote stand, und das bewußt oder unbewußt Religiöse, das in ihnen war, mit großer geistiger Kraft geordnet, gesichtet und zu großartigen Systemen zusammengewoben. Oder sie haben den Formen und Regeln, nach denen menschliches Denken verläuft, nachgedacht und sie konstatiert. Sie haben die Grenzen festgelegt, die unserem Verstande gezogen sind, und haben schließlich die Unmöglichkeit bewiesen, daß wir je mit der „reinen Vernunft" aus unseren Erfahrungsgebieten heraus in das Transzendente hineingelangen können. Wir sollen also dazu verurteilt sein, immer in der sicht-

baren Welt stecken zu bleiben, nur mit einem kühnen Schwung über eine dunkle Kluft sollen wir uns hineinschwingen können in eine unsichtbare Welt. Dieser Sprung soll aus praktischen, aus Nützlichkeitsgründen notwendig sein. Aber ein organisches Hineinwachsen in jene höhere Sphäre, ein naturnotwendiges, völliges Überwinden des Sinnlichen haben die Philosophen geradezu geleugnet, bis Nietzsche mit sausendem Schwerte in diese exakte Philisterei hineinfuhr und uns den Übermenschen predigte. Nietzsche ist zwar in sein eigenes Schwert gefallen, aber den Trieb und die Sehnsucht aus unseren Niederungen heraus hinauf auf die Höhen hat er unserem Geschlecht eingepflanzt, und das wird bleiben. Er hat gewußt, daß Denken mehr ist als Spintisieren und Systematisieren.

Endlich die Theologie, an deutschen Hochschulen vertreten durch die erste Fakultät! Sie ist doch die Wissenschaft, die sich mit dem Urmenschlichen befaßt, die die Wege weisen will aus dem Sinnlichen in das Übersinnliche, aus dem Irdischen in das Göttliche. Ja, wenn sie nur nicht auch so sehr Wissenschaft geworden wäre, daß sie kühle Exaktheit, geschlossene Systematisierung höher stellt als warmes Werden und Wachsen! Wenn sie nur die Kräfte, die sie beschreiben und reglementieren will, lieber aufgegriffen, vermehrt und weitergegeben hätte! Aber sie legt allen Wert darauf, von den übrigen Wissenschaften als gleichwertig anerkannt zu

werden. Dazu gehört, daß sie sich derselben Mittel und Methoden bedient wie jene, also auch, daß sie sich des Denkens begibt und sich auf reproduktives Nachdenken beschränkt. Es soll aber ihren Vertretern zur Ehre gesagt sein, daß viele unter ihnen des trocknen Tons nun satt sind, und daß sie die lebendige Fühlung mit dem werdenden Leben suchen, und daß sie schöpferisches Prophetentum mehr lieben als selbst das emsigste Professorentum.

Der Betrieb der Wissenschaft hat es in seinem bisherigen Gange mit sich gebracht, daß die Wissenschaftler, wenn sie überhaupt etwas leisten wollen, ihre Forschungen auf ein bestimmtes Gebiet beschränken müssen. Je größer der Umkreis wissenschaftlicher Betrachtung wird, um so schwieriger, ja unmöglicher wird es, daß einer das Ganze beherrscht. So ist ein Spezialitätentum herangezüchtet worden, das seine Diener notwendigerweise zur Einseitigkeit erzieht. Universalmenschen wie Leonardo da Vinci oder Leibniz gibt's heutzutage nicht mehr. Das Denken in seiner ursprünglichen Kraft will aber aus dieser Erde kein Spezialitätentheater machen, sondern will den Menschen zu einem Universum im kleinen bilden, daß er ganz Mensch sei, all seiner Kräfte mächtig, neuer Kräfte gewärtig.

Darum sage ich, die Wissenschaft ist etwas, das überwunden werden muß. Sie muß aus ihrer Herrinstellung heraus und muß Magd werden im Haushalte der Menschheit. Sie soll Handwerks-

zeug sein, aber nicht selbst Kunst. Daß sie sich dagegen wehrt, verstehe ich wohl; aber ich kenne auch ihre Motive — es ist die Furcht vor dem Denken. *Die Furcht vor dem Denken.*

Die Religion und das Denken.

Wenn ich hier von Religion rede, so meine ich sie in demselben Sinne, in dem man allgemein von Religion spricht, Religion also, die lehrhaft dargestellt, kultisch ausgedrückt und in einer irgendwie kirchlichen Organisation gepflegt wird. Daß das im Grunde nicht Religion ist, darüber habe ich mich im zweiten Bande des „Suchen der Zeit", S. 28—77, ausführlich ausgesprochen, und ich kann das dort Gesagte hier nicht wiederholen. Religion ist eine Geschichte, von der die Menschheit von ihren ersten Anfängen an bewegt wird, und die sich in jedem einzelnen Menschen abspielen will, wenn er sich nur dazu hergibt.

Aber diese Gedanken über Religion haben noch zu wenig Verbreitung gefunden, als daß man das Wort Religion ohne weiteres in dem angedeuteten Sinne anwenden könnte, ohne mißverstanden zu werden. Darum brauchen wir das Wort Religion hier in dem landläufigen Sinne.

Alle Religionen werden in einer Lehre dargestellt. Die Wissenschaft von der Religion, die Theologie, bemächtigt sich des geschichtlichen Bestandes in den Anfängen und in der Entwicklung einer Religion, schöpft aus alten heiligen Quellen und bemüht sich, mit allgemeingültiger

wissenschaftlicher Klarheit den geistigen Gehalt und das Ziel der Religion darzustellen. Die einen glauben, daß die Entwicklung der Religion abgeschlossen sei, und daß man die religiöse Lehre mit mathematischer Genauigkeit gegen Fremdartiges abgrenzen könne. Das sind die unfehlbaren Religionen, die mit ihrer Unfehlbarkeit rettungslos der Versteinerung anheimgegeben sind. Die anderen, geistig Lebendigeren, haben etwas von dem großen Strom der Entwicklung verspürt, der durch die Menschheit geht, und wissen nun auch von einer Weiterentwicklung in der Religion zu reden. Sie passen ihre religiöse Lehre dem neuen Weltbilde und dem neuen Naturerkennen an. Sie vergeistigen ihre Religion, indem sie lehrhaft bleibend Wertvolles und Wahres von Vergänglichem und Zufälligem sondern. Es ist nicht zu leugnen, daß sie damit der ewig wirksamen Wahrheit, der fortschreitenden Schöpfung näherstehen als die Unfehlbaren. Aber auch ihre Lehre ist doch nur ein tastendes Nachdenken, ein Suchen und Fühlen nach dem Unaussprechlichen, dem Unmittelbaren. Und je mehr das Lehrhafte, das Doktrinäre in den Vordergrund tritt, um so sicherer trennt es seine Verehrer vom Denken.

Es ist kein Geheimnis mehr, daß auf dem Gebiete der religiösen Lehre die Furcht vor dem Denken, selbst vor dem einfachsten wissenschaftlichen Denken sich lächerlich macht. Welch ein Gezeter geht durch die Kirchenhallen und durch die frommen Blätter über die neue Theologie, die

angeblich die Religion zerstört, dem Menschen seinen Glauben nimmt! Hat doch die vom Papste eingesetzte Bibelkommission in Rom vor einigen Tagen erklärt, die mosaische Autorschaft der fünf Bücher Mosis stehe nun fest. Diese Entscheidung ist im Einvernehmen mit der Inquisitions-Kongregation erfolgt, und jeder katholische Theologe hat nun seine alttestamentlichen Forschungen so einzurichten, daß sie in dieses vorgeschriebene Resultat münden. So wird die kindische Furcht vor dem alltäglichsten Denken kirchlich sanktioniert. So feiert das Ignorantentum seine Orgien. Man will eben nicht einmal in dem Sinne denken, wie es die Wissenschaft zu verlangen ein Recht hat.

Auf protestantischer Seite ist es vielfach nicht besser bestellt. Der sichere Besitz eines gefeilten, mit der Lehre der Bibel übereinstimmenden Dogmas wird den Gefahren eigenen Denkens und Kämpfens vorgezogen. Daß man auf lehrhaften Ausdruck der Religion so übertriebenen Wert legt, ist immer ein Zeichen für die Furcht vor dem Denken.

Zur Religion gehört der Kultus. Der Kultus hat schon früh feste Formen angenommen. Ich bin überzeugt, daß die Erfinder dieser Formen sich auch etwas dabei gedacht, auch etwas dabei erlebt haben. Wenn aber diese kultischen Formen sich immer wiederholen, zumal in einer Sprache, die das Volk nicht kennt, oder in einer Ausdrucksweise, die dem heutigen Empfinden nicht entspricht, so möchte ich wissen, wie von solcher

Starrheit Leben ausgehen soll. Ich glaube nicht einmal, daß die Mehrzahl der Kirchenbesucher sich beim Vollzuge des Kultus überhaupt etwas denkt, geschweige daß sie daraus eine Anregung empfangen zu mutigem, vorwärtstreibendem Denken.

Man mag darum den Kultus schön gestalten. Ästhetische Anregungen schaden an sich nicht und mögen Stimmungswerte schaffen, die manchem Geplagten für den Augenblick wohltun. Aber jede Überschätzung des Kultus ist wieder ein Zeichen von der Furcht vor dem Denken.

Endlich die Organisation, in der die Religion gepflegt werden soll, die Kirche! Je mächtiger die Kirche ist, je mehr sie zu leisten verspricht, um so mehr enthebt sie den einzelnen eigener Verantwortung, um so mehr schläfert sie das Gewissen und das Denkvermögen ein. Jede Bequemlichkeit, die sie ihren Angehörigen schafft, ist eine Sünde. Jedes materielle Machtmittel ist ein Hindernis für die Erfüllung ihrer Aufgabe. Will eine Kirche Segen stiften, so soll sie ihre Machtgelüste fahren lassen. Kirchlicher Machthunger ist immer ein Zeichen dafür, daß man sich fürchtet, es möchte einmal ein großes Denken erwachen, das die Menschen zu sich selbst ruft und über sich selbst hinaushebt. Wenn dieses Denken erwacht, dann fallen die mächtigsten Kirchen zuerst, und die ohnmächtigste wird zu Ehren kommen.

Also Vorsicht in der Schätzung des heutigen Betriebes der Religion! Es steckt viel Furcht vor dem Denken dahinter.

Die Kunst und das Denken.

Der Künstler will schaffen. Eine künstlerische Schöpfung entsteht aber nur dann, wenn der Künstler die Mittel seiner Kunst so verwendet, daß er seinen Vorwürfen irgendwie den Stempel des Persönlichen aufdrückt.

Gegenstand der Kunst ist in erster Linie der Mensch, für die redende wie für die darstellende Kunst. Es gibt zwei Möglichkeiten, Persönliches zum Ausdruck zu bringen. Entweder der Künstler läßt seine eigene Seele durch seine Kunstformen hindurchscheinen, wie der Lyriker, der Musiker, vielleicht auch der Landschaftler, oder er vertieft sich so in die Individualität seines Objektes, daß er es aus allem Zufälligen, Vorübergehenden herauslöst und das bleibend Personhafte zur Darstellung bringt.

Natürlich werden auch Künstler von dem Menschheitsideal ihrer Zeit und ihres Volkes beeinflußt. Die schönheitstrunkenen Griechen haben mehr den menschlichen Körper als das menschliche Antlitz gesehen, und diesen haben sie in einer kraftvollen Grazie dargestellt, die heute noch vorbildlich ist für diejenigen, die an ihrem eigenen Leibe das Ideal der Schönheit erstreben. Die Alten müssen den menschlichen Körper so gesehen haben, daß er ihnen nicht nur als eine Zusammenfassung von Gliedmaßen, sondern als eine Offenbarung der Menschenseele erschien. Ihr An-

schauen war ein liebevolles Sichhineinversenken in das Ewige, das auch der vergängliche Leib an sich trägt. Ihre Götter in Menschengestalt sind dafür ein schöner Beweis. Sie haben nicht nur porträtiert, sondern das pulsierende Leben erfaßt und nachgeschaffen. Darum ist uns im Anschauen ihrer Werke noch heute zumute, als müßten sie sich plötzlich bewegen, als müßten wir ihren Pulsschlag spüren. Dieses künstlerische Nachschaffen, das aus den Tiefen der Menschheit geschöpft hat, kommt dem, was ich unter Denken verstehe, näher als alle exakte Wissenschaft und alle gelehrte Religion.

Der menschliche Leib hat nicht aufgehört, künstlerisches Objekt zu sein. Aber unsere Bilder und Büsten sollen ein Gesicht haben. Das kann kein Photograph wiedergeben, das kann nur der Künstler, der auf dem Antlitz des Menschen seine Geschichte liest, dem die Augen Lichter sind, die von der Leuchtkraft der Seele leben. Das künstlerische Erfassen eines Menschenantlitzes verlangt, daß der Künstler dem Werden dieser Seele und dieses Antlitzes nachzugehen versteht. Nicht mit Quellenforschungen und sonstigen geschichtlichen Studien allein, sondern mit zart nachfühlender, liebender Seele. Genie ist Liebe. Nur eine große Persönlichkeit mit einer großen, liebenden Seele hat Raum, andere in sich aufzunehmen und dann nachschaffend wiederzugeben.

Ich möchte den künstlerischen Vorgang dem des Empfangens und Gebärens vergleichen. Das

Bild dringt von außen in die Seele des Künstlers ein, wird dort einem embryonischen Prozeß unterworfen und tritt erst ans Licht, wenn es reif geworden ist. Dieser geheime Werdeprozeß, der dem Künstler selbst nur zum Teil bewußt wird, in dem Menschheitswerte, Persönlichkeitswerte geschaffen werden, Werte, in denen der Mensch über sich selbst hinausstrebt, das ist Denken.

Und wenn wir alle Formen der Kunst durchgehen, überall begegnen wir einem Schaffen und Werden, das über alle Fesseln und Regeln wissenschaftlicher Arbeit weit hinausragt. Wenn der Dichter im Drama oder im Epos, im Roman oder in der Ballade Menschen und Menschenschicksale an uns vorüberziehen läßt, wenn er diese Menschen uns nahebringt nicht als zufällige Erscheinungen, die keinen Anspruch auf unser Herz haben, sondern als typische Menschen von Fleisch und Blut, und wenn durch solche Dichtung etwas hindurchweht von wirklichem Menschenleid und wirklicher Menschenlust, dann berührt uns der Menschheitschaffende, ewige Geist, dann naht uns der ewige Gott, auch dann, wenn der Dichter selbst keinen Ausdruck für Gott gefunden hat, dann spüren wir den Odem des ewigen Denkens.

Die Kunst ist die einzige Kulturmacht, die gegen die Furcht vor dem Denken gekämpft hat, und sie bleibt nur Kunst, solange sie diesen Kampf führt. Denn sie ist Denken.

Das Denken.

Ehe wir über das Denken selbst handeln, wollen wir uns vor zwei Einbildungen schützen. Zunächst vor der, als könnten wir diese ewige Macht, dieses hinter allem Sichtbaren geheimnisvoll Wirksame, in eine glatte, runde Formel bannen, als könnten wir eine Definition aufstellen und sagen: Dies und das ist das Denken und nichts anderes. Vielleicht sollen wir niemals den Inhalt des Denkens auf eine wissenschaftlich exakte Form bringen. Jedenfalls heute nicht, wo nur wenige Auserwählte das Wirken des Denkens verspüren. Und diese, die Künstler, werden am allerwenigsten auf die Idee verfallen, für ihr künstlerisches Erlebnis eine mathematische Formel zu suchen. Sie werden alle nicht mehr sagen können, als was Goethe zur Charakteristik des Dichters sagt: „So fühle ich denn in dem Augenblick, was den Dichter macht, ein volles, ganz von einer Empfindung volles Herz." Und wir fügen hinzu, indem wir uns über die Unerklärbarkeit des Denkens einig sind: „Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nie erjagen."

Und vor der anderen Einbildung wollen wir uns schützen, als könnte irgend jemand etwa durch Lesung dieses Buches denken lernen. Denken ist auch nicht lehrbar. Ebensowenig, wie jemand durch Hören guter Musik ein großer Komponist werden kann. Künstler werden geboren, und Denker werden auch geboren — oder wieder-

geboren. Ich erwarte von meinen verehrten Lesern nichts anderes, als daß sie mit den Mitteln des ihnen zu Gebote stehenden Denkens dem, was ich sage, nachdenken, aber ernst und still und ohne Überhebung. Dann kann aus der Entdeckung des eigenen Denkvermögens eine starke, aussichtsvolle Sehnsucht nach origineller Denkkraft erwachsen. Dann kann aus den Schmerzen der Selbsterkenntnis ein Mensch geboren werden, der beides ist: Frucht und Schöpfer des Lebens, und in dieser doppelten Eigenschaft — ein Denker.

Wir kehren nochmals zum Anfang unserer Betrachtung zurück und erinnern uns daran, daß jener prähistorische Vorgang, durch den aus dem Tier ein Mensch wurde, darin bestand, daß im Schoße der Natur der erste Gedanke reifte. Wir erinnern uns weiter daran, daß wir gesehen hatten, wie weder Wissenschaft noch Religion dieses Denken gefördert haben, wir also ehrlicherweise gestehen mußten, daß wir trotz aller geistigen Fortschritte die primitivste Stufe der Erlösung noch nicht überwunden haben.

Was haben wir denn vom Denken zu erwarten!

Es hat Denker auf Erden gegeben, Denker in dem Sinne, daß sie die unterbrochene Menschheitserlösung fortgesetzt haben. Aber ihre Zahl ist gering. Ich könnte ihrer zwei nennen: Buddha und Christus. Da aber der erstere trotz aller Versuche, ihn unter uns heimisch zu machen, der germanischen Welt immer ein Fremder bleiben

wird, so können wir von ihm absehen, und es bleibt nur einer für uns übrig: Jesus.

Jesus war ein Denker. Er macht den Eindruck, als habe das lange zurückgehaltene Denken auf seine weite, starke Seele gewartet, um sich dahinein zu ergießen und wieder eine Kraft zu werden, die unter den Menschen wohnt. Er macht den Eindruck, als habe nie ein Denkdresseur die unmittelbare Frische seines Denkens getrübt. So selbstverständlich, so harmlos, so unwiderstehlich wie ein Kind sagt er sein Wort, übt er seine Liebe, lebt er sein Leben. Was Hillel und Gamaliel durch ihre gelehrtesten Untersuchungen nicht gefunden hatten, das fand er mit seiner schöpferischen Seele, daß das Gesetz nicht Zweck, sondern vorübergehendes Mittel sei. Was die Mächtigsten im Volke nicht wagten, das wagte er, und er stieß steinerne Autoritäten um, die zu Götzen geworden waren. Was keiner der gefeiertsten Prediger im Tempel zustande brachte, das tat er in seiner schlichten, urwüchsigen Menschlichkeit, er brachte erstarrte Gemüter in Bewegung. Und was der frömmste Pharisäer für seiner nicht würdig hielt, ihm war es nicht zu gering: er schloß verlorene Söhne in seine Arme, hatte ein liebes, aufrichtendes Wort für Ehebrecherinnen und konnte mit Kindern spielen, daß den Müttern das Herz aufging.

Obwohl im Rahmen einer bestimmten Kultur lebend, obwohl in den Grenzen einer vergänglichen und tatsächlich vergangenen Weltanschau-

ung aufgewachsen, läßt er sich trotz aller dahingehender Versuche nicht in seine Zeit hineinbannen. Rückwärts und vorwärts ragt er darüber hinaus. Daß noch heute alles wertvolle und tiefe Fragen schließlich immer wieder in die Frage nach Christus ausmündet, ist ein deutlicher Beweis dafür, daß die Kultur des beginnenden römischen Kaiserreiches nicht die einzige ist, die ihn für sich beanspruchen durfte. Je mehr geschichtliche Untersuchung ein möglichst getreues Bild seines Lebens und seiner Person zu gewinnen sucht, um so leuchtender strahlt das Übergeschichtliche, Ewig-Menschliche seiner Seele uns an, sein erdwüchsiges, himmelstrebendes Denken.

Man hat zeitweise das Charakteristische an der Person Jesu lediglich auf ethischem Gebiete finden wollen. Durch ihn sei erst für alle Zeiten ans Licht gekommen, was gut und böse sei. Der Fortschritt, den er gebracht, liege darin, daß er die Menschen zu seiner Nachfolge im Guten aufgerufen habe. Wenn Jesus anders nichts gebracht hätte, so hätte er uns höchstens eine neue Technik oder Methode des Lebens gelehrt. Aber es scheint, als habe er selbst auf die Unterscheidung von gut und böse keinen besonderen Wert gelegt. Als man ihn einmal als „guter Meister" anredete, da wies er die Bezeichnung „gut" zurück. Sie komme nur Gott zu, und das Gutsein Gottes liegt jenseits der menschlichen Begriffe von gut und böse.

Hätte Jesus besonderes Gewicht auf die Herausbildung einer neuen Ethik gelegt, so wäre

es töricht gewesen, sich mit den besten Ethikern seines Volkes in so unheilbaren Widerspruch zu setzen. Eine Vergeistigung und Hebung ihrer sittlichen Anschauungen hätten sich die Pharisäer wahrscheinlich gerne gefallen lassen. Deswegen würden sie ihn schwerlich ans Kreuz geschlagen haben.

Jesu Denken bewegte sich in höheren Bahnen, es war tiefgründiger. Er war in seinem Denken berührt worden von dem Rauschen der Quelle des Lebens. Wo, wann und wie, das bleibt sein Geheimnis und soll es bleiben. Ich halte es für unzart und taktlos, etwa mit dogmatischen Überlegungen in dieses Geheimnis eindringen zu wollen. Er hatte das Rauschen der Lebensquelle gehört, und nun ließ es ihm keine Ruhe, bis er sie fand und andere Dürstende mit ihrem Wasser erquicken konnte.

Obwohl er nicht hatte, da er sein Haupt hinlegte, hat er die Magenfrage für sich persönlich in der denkbar einfachsten Weise gelöst. Er stellte sich wie die Vögel unter dem Himmel und die Blumen auf dem Felde in die vom ewigen Denken durchwaltete Natur und wußte: Der himmlische Vater ernährt sie alle. Damit sank er nicht etwa in die Sinnlichkeit zurück, sondern erhob sich himmelhoch über dieselbe in unmittelbare Berührung mit dem Vater. Er erlöste sogar die unbewußte Natur mit, indem er sie unter das fortgesetzte Walten des Vaters stellte. War bei der ersten Menschwerdung die Regelung der

Magenfrage eine Frage der Kraft und der Klugheit, bei Jesus war sie eine Schöpfung des Denkens, die Eroberung einer neuen Lebenshöhe. Darum fängt mit ihm die zweite Menschwerdung an. Und die Bibel nennt ihn in feinem Verständnis den zweiten Adam.

War aber die Frage: Was sollen wir essen, was sollen wir trinken? für ihn erledigt, war ihre Beantwortung obendrein eine Tat des Denkens, die die Ansätze zu neuen Taten und Eroberungen in sich barg, so wurden dadurch bei ihm für weiteres Denken die Kräfte nicht nur frei, sondern geradezu gestärkt. Essen und Trinken war ihm nicht nur ein Mittel zur Erhaltung des Lebens oder gar ein sinnlicher Genuß, sondern ein Begegnen mit dem Vater, eine Quelle neuen Denkens.

Dieses neue Denken zog die Bahn weiter, auf der die Brotfrage ihre Erledigung gefunden hatte. Es hatte zum Inhalt das Hinaufdringen der ganzen Persönlichkeit in die ungeteilte Gemeinschaft mit Gott. Seinem Denken hatte sich Gott als die Quelle alles Lebens und aller Entwicklung geoffenbart. Gott war das ewige Denken, das sich nach Selbstoffenbarung in der Natur sehnte. Gott war der lange ungeahnte Exponent in der jahrtausendelangen Entwicklung. Er das Ziel, auf das alle menschliche Bestimmung und alle menschliche Sehnsucht hindrängt. In Bewegung sein in der Richtung auf Gott, das ist menschenwürdiges Denken. Daß die Offenbarung Gottes sich vollende, und in einer ganz erlösten Menschheit Gott

werde alles in allem, das ist das Ziel, das menschlichem Denken gesteckt ist. Die Bibel nennt das Glauben. Nun wohl, Glauben ist die höchste Form des Denkens.

Glaubendes Denken ist schöpferisch — darauf beruht die Verwandtschaft zwischen künstlerischem und heiligem Denken —; denn es macht aus dem sinnlichen Techniker, als der der Mensch jetzt erscheint, ein Wesen, das aus seinen originalen Kräften lebt. Es macht aus den Kopien, die das Leben so langweilig machen, ursprüngliche Menschen in unendlicher Mannigfaltigkeit. Es macht aus den von der Natur geknechteten und ihr mühsam nachgehenden Menschen Herren und Erlöser über die Natur. Aus furchtsamen Geschöpfen werden Söhne Gottes, die teilhaben an den Kräften und an der Macht ihres Vaters.

Ist aber der Mensch selbst schöpferisch geworden und sein Inneres zur Geburtsstätte neuen Lebens, so enthüllen sich seinem rückwärtsschauenden Denken auch die Wege seiner Geburt und er weiß sich geschaffen und erlöst von der Hand des ewigen Gottes. Seines Denkens Ursprung ist Gott, und seines Denkens letztes Ziel ist Gott.

Wie sich nun das alltägliche, wissenschaftliche, geschäftliche usw. Denken mit diesem höchsten Denken zurechtfindet? Wir kommen darüber nicht hinaus, daß wir die Ausdrucksformen für unser Denken der Sprache und der Kultur entnehmen müssen, in der wir leben. Aber das schadet auch nicht. Paulus hat sein Denken auch

in den Formen und Bildern zum Ausdruck gebracht, die ihm aus seiner Bildung und Erziehung geläufig waren. Wenn nur wirkliches Denken hinter den Formen steckt, dann bleiben die Formen beweglich, dann können die Bilder wechseln, dann bleiben Worte Worte und Dinge Dinge. Erst wo das Denken versagt, da werden die Denkformen wichtig und Gegenstand des Streites. Der ganze „Kampf der Geister" in unseren Tagen ist nichts anderes als ein Kampf um Denkformen. Es ist Aberglaube, daß die ältere Form immer die frömmere und die neuere Form immer die richtigere sein soll. Das ist die größte schöpferische Tat des Denkens, daß es uns aus der Sklaverei der Denkformen erlöst. Und da hat's noch viel zu überwinden.

Ich weiß sehr wohl, daß man das, was ich hier sage, auch ebensogut oder besser anders sagen kann. Aber das schmerzt mich gar nicht. Wenn ich die Furcht vor dem Denken endlich verloren habe, dann will ich wahrhaftig nicht mehr um Formen streiten, deren jede an sich wertlos ist und nur insoweit Wert hat, als Denken dahinter steckt.

Unser Weg ist der Weg zu Gott. Laßt uns ihn gehen! Wenn dir dein Leben und deine Menschenwürde lieb ist, dann gehe ihn! Dein Denken und Glauben wird reicher und tiefer werden, je näher du ihm kommst. Wie ein erwachendes Verstehen an der Schwelle der Menschheitsgeschichte gestanden hat, so wird reifendes Verstehen sie

weiterführen. Dieses Verstehen wird zur Liebe. Denkend wirst du Menschenleid und Menschenlust verstehen lernen, denn dein Verstehen wird Liebe. Denkend wirst du Gott verstehen lernen, denn dein Verstehen ist Liebe. Denkend und liebend wirst du die Furcht vor dem Denken überwinden, denn die völlige Liebe treibet die Furcht aus.

Hans Wegener.

BEKENNTNISSE EINES VERSÖHNTEN MENSCHEN.

Der große Hunger.

Es gibt kein schöneres Wort als „Erlösung", und doch herrscht förmliche Mißstimmung unter den Leuten über die Erlösungsreligion, zu der wir uns bekennen. Jetzt dämmert's auf einmal in Hunderttausenden von Köpfen, die sich lange im Erlösungstraum gewiegt haben, daß sie ja eigentlich gar nichts haben, was man mit Jubel und Dank Erlösung nennen könnte. Und nun donnert's an den Pforten der christlichen Kirche: Ihr habt uns belogen. Anstatt in die Freiheit habt ihr uns in die Knechtschaft geführt oder doch drin gelassen. Könnte der Glaube erlösen, so müßte es längst geschehen sein. Drum hinweg mit ihm! — In der Kirche aber wird es auch lebendig. Man fängt an, sich zu schämen, daß man den Menschen viel zu wenig geboten hat, wenn man ihnen die frohe Botschaft ins Haus trug. „Wie dürftig", heißt es, „klingt doch das Wort: Vergebung der Sünden! Was tue ich damit? Laßt uns die Straße der Liebe pilgern, laßt

uns Kranke pflegen und Elende beherbergen! Dann sehen doch die Menschen mit ihren Augen, daß Hand in Hand mit dem Christentum der Engel erlösender oder wenigstens lindernder Liebe wandert." — Andern ist auch das zu sehr Menschenwerk. Sie ärgern sich über die Kranken- und Siechenanstalten und sagen: „Macht's wie Jesus und seine Jünger, betet die Menschen gesund, daß alle Mittler sich verstecken müssen, und Gott allein die Ehre habe! Obendrein ist's auch billiger und führt schneller zum Ziel."

Wem aber das persönliche innerliche Freisein mehr gilt als leibliches Wohl und Behagen, wer als höchsten Druck im Leben Schuld und Schwachheit empfindet, wer sich täglich plagt mit dem bösen Erbteil von Adam her, der spricht: „Die Sünde ist der Leute Verderben. Werden wir die nicht los, dann hatten wir nie Erlösung. Schaffen wir sie fort, so ist der Himmel auf Erden. Gott hat uns aber die Vergebung geschenkt, daß wir kraft dieser Gnade und zum Dank dafür alles Böse ablegen sollen. Es ist verfluchte Nachlässigkeit der Frommen und ihrer Prediger, daß sie den vollen Christus, der alles gottlose, sündige Wesen tilgt, der Welt vorenthalten und ihr bloß das Pflaster der Verzeihung aufgelegt haben." Zum Beweise dessen wird dann die Bibel hervorgeholt, ob sich nicht einige Wörtlein zugunsten solcher Erlösung finden. Richtig, da steht es ja! Christus selbst spricht einmal: Sündige hinfort nicht mehr, und ein Apostel sagt:

Wer von Gott geboren ist, tut nicht Sünde. Dann kommen die Schwärmer und behaupten kühnlich: „Es muß also gehen, denn die Schrift sagt's, übergeben wir uns nur täglich unserm Herrn, dann hebt das sündlose Leben an." Die Bescheidenern fahren nicht so hoch einher. Sie haben lang genug gekämpft, um zu wissen, daß es mit der Besserung eine sehr eigene Sache ist, daß, während hinten in tapferer Selbstverleugnung alte, faule Glieder abgehauen werden, leicht vorn neue, böse zuwachsen. Es soll Krankheiten geben, die nur in hochgesteigerter Kultur sich finden, von denen der Naturmensch nichts weiß. So gibt's auch Sünden, die nur denen fühlbar werden, welche sich auf die Pflege des neuen Menschen gelegt haben, sich nun täglich an den Puls fühlen und ein ungeschriebenes Tagebuch über Fort- und Rückschritte des Innenlebens führen. Dabei wird denn die Erlösungssorge kaum kleiner. Aber, heißt es zum Schluß auch bei solchen, wir müssen eben mehr Fleiß tun, damit die Welt sieht, daß wir wenigstens einige Sünden schon weniger haben als sie, und Lust gewinnt, in diese Erlösung sich hineinholen zu lassen. Schöner ist es dann doch, und wenn man nur ein wenig vorwärts kommt.

Der Erlösungshunger ist eben stärker denn je. Alle Kreise und Schichten des Lebens wollen mehr Freiheit, als sie vorher hatten. Und sie muten gerade dem Glauben ungeheure Aufgaben zu. Seine Wahrheits- und Liebesgedanken sollen überall befreiend und rettend hineintauchen. Und

an der Kraft, mit welcher er soziale und individuelle Nöte beseitigt, Staat und Gesetz einer höheren Gerechtigkeit zuführt, Klassen und Stände lebenskräftiger macht, Sitte und Kunst adelt, will man seinen Wert bemessen. Tut er der Menschheit diesen Liebesdienst nicht, dann mag man getrost über ihn zur Tagesordnung schreiten. So dürfte im allgemeinen die Stimmung innerhalb und außerhalb des Lagers sein.

Jedenfalls aber ist am heutigen Vorwärtsdrängen mehr als deutlich zu erkennen, daß die Welt mit der bisher geglaubten Erlösung nicht zufrieden ist, Besseres, Reiferes sich wünscht und einer reicheren Lebensentfaltung harrt, in der sie endlich einmal aufatmen und ausruhen kann. Man lebt des Glaubens, daß bestimmte Übel das Glück der Menschheit aufhalten, und hofft von ihrer, und wär's auch nur stückweisen Ausrottung ein mit dieser Ausrottung Schritt haltendes, beständig zunehmendes Freiheitsglück. Der Glaube aber an Christus soll diese Befreiung jetzt im gesteigerten Maße leisten, damit er dauernd die Zuflucht der sehnsüchtigen Menschen bleiben kann.

Der schwere Rechenfehler.

Es hat dieser Gedanke ungemein Verlockendes. Ja, er wird, wenn er noch einige Jahrzehnte das Menschengemüt bewegen darf, ungeahnte Dinge an den Tag kommen lassen. Und im ersten Rausch wird jede innerliche wie äußer-

liche Befreiung mit Fahnen und Girlanden gefeiert werden. Der Siegestaumel wird auch so schnell nicht verfliegen. Aber dann wird eines Tages die Menschheit wie aus einem wüsten Traum erwachen, wird ihre Schätze zählen, den Erfolg überschauen und sprechen: Es war nichts mit der Erlösung. Aber ist das nicht undankbar, grenzenlos undankbar? Der Gewinn ist ja mit Händen zu greifen. Die Kultur ist doch kein leerer Wahn. Wir haben's besser und sind auch besser geworden. Nur törichte Romantiker möchten mittelalterliche oder gar paradiesische Zustände mit der modernen Welt vertauschen. Wer wollte sich heute noch richten lassen nach dem Gesetz, das vor hundert Jahren galt, wer leben ohne Bahn und Telegraph, wer zurückkehren in den Gewissenszwang der römischen Kirche, wenn er Höhenluft protestantischer Selbständigkeit geatmet hat? Wem könnte die Buchstabenmoral eines Mose genügen, wenn ihm die Gesetzeserfüllung Christi aus der Bergpredigt zum Bewußtsein gekommen ist, wer könnte heute noch mit gutem Gewissen Armenpflege treiben nach dem alten Rezept: Sättigt ihn und wärmt ihn, wenn er die Pflichten kennen gelernt hat, die nach den bisherigen sozialen Kämpfen für die, welche innerlich daran teilnahmen, als selbstverständliche Aufgaben für echte Liebe zur Welt gekommen sind?

So ist uns damit also die Erlösung, das Immerfreierwerden voll gesichert? Ja, wir sind gewachsen und werden wachsen; aber das Glück

der Erlösung ist daran nicht gebunden. Im Gegenteil, der freier werdende Mensch erlebt das furchtbare Mißgeschick, daß er sich seiner Gebundenheit erst recht bewußt wird, daß er in der Freiheit mehr Ketten spürt als da, wo er noch ganz in Ketten lag. Wie pflegt ein Kind den Vater zu beneiden, weil er so viel darf, was ihm, dem Unmündigen, verwehrt ist. Ist aber aus dem Kinde ein Mann geworden, dann scheint es ihm, als wäre er als Kind in goldener Freiheit gewesen, als hätten sich die Pforten des Paradieses dem Manne für ewig verschlossen, und er seufzt: Kehrt wieder, ihr Tage der Rosen! Oder wie klug kommt sich der Mensch vor, wenn er sein erstes Buch ausgelernt hat! Hat er aber dann die Welt des Wissens durchwandert und seine Anfangsweisheit tausendfach vermehrt, dann starren ihn erst die Geheimnisse und Rätsel des Daseins recht an, und er merkt mehr denn je, wie lückenhaft und unsicher alles menschliche Wissen ist. Besonders ergreifend sind endlich die Bekenntnisse der ehrlichen Willensleute, die sich auf den Pfad der Gerechtigkeit begeben haben und das hohe Lebensideal zur Tat und Wahrheit werden lassen möchten. Wie jubeln sie über den ersten Sieg ihrer Selbstverleugnung, und wie freuen sie sich auf die Zeit, wo gewisse Versuchungen keinen Eindruck mehr auf ihr Herz machen können, und wenn dann die Zeit da ist, wenn sie mehr können, als sie zu wünschen gewagt hatten, so will ihnen der Mut entfallen. Sie steigern eben, wie alle

Menschen, die vorwärts streben und kommen, ihre Ansprüche dermaßen, daß der Abstand zwischen Sollen und Sein, zwischen Wunsch und Kraft sich eher vergrößert als verkleinert.

Es ist das eins der wunderbarsten Lebensgesetze, das jeder Mensch bei sich und andern entdecken kann. Wir laufen der Freiheit entgegen, und wenn wir die erste Beute gegriffen haben und uns daran freuen wollen als glückliche Besitzer, siehe da, dann wird das tote Ding gleichsam lebendig, wächst uns in der Hand und unter unsern Augen, zerrt uns in eine Fülle von Sorgen und Mühen, macht unser Dasein unruhig und zwingt uns Pflichten auf, an die wir vorher gar nicht gedacht haben. So werden wir freilich gehoben, aber gleich ist auch die Kehrseite da, die größere Last und Aufgabe. Schön ist's, auf die Berge zu steigen und hinunter in die Täler und hinaus bis in die weiteste Ferne, wo der Himmel die Erde berührt, zu schauen, aber diese Erlösung ist zugleich auch Bedrückung. Wie ist die Welt so weit, und wie bin ich so klein und soll der großen Erde Herr werden, die ich vor mir sehe! In einigen Stücken lernt auch der Mensch bald glauben, daß Geschenke Verlegenheit häufen und Arbeit verursachen. Aber im allgemeinen ist der Wahn festgewurzelt wie alter Baumschwamm, daß höhere Stufen höheres Glück bringen, und daß jede Kultur Vermehrung des Volks- und Seelenwohls bedeute. Tatsache aber ist, daß die Unzufriedenen in den Kulturländern wohnen, daß

jede Bildungssteigerung, jedes moralische Wachsen die Bedürfnisse multipliziert, und daß darunter die Freude am Besitz den meisten Menschen verleidet wird. Viele werden das nicht zugeben, weil sie sich nicht umsonst gequält haben möchten, aber das erneute Rennen und Laufen, das rastlose Treiben, das Sich-nicht-Genugtunkönnen der sogenannten Glücklichen und Vollkommeneren beweist genügend, daß ihnen am Ende des Lebens mindestens so viel fehlt als am Anfang. — Mit diesem Gesetz ist einfach überall zu rechnen.

Fürs religiöse Leben ist das noch besonders zu unterstreichen. Auch wir wollen uns nicht einbilden, als wäre uns geholfen durch größere Aufklärung, umfassendere Gotteserkenntnis, reichere Andachtsgluten, erquickendere Gottesdienste und heroischere Glaubenstaten. Wir werden es ja erleben, und Gott wird es geben, aber ein größerer, seligerer Friede wird damit nicht verbunden sein, auch wo die Erfolge und Vorteile in die Augen springen. Ja, ich gestehe, daß ich, obwohl ich nichts weniger als Lust zu einer Romfahrt besitze, trotzdem mir nicht einrede, als Evangelischer, weil ich einer Stufe christlicher und kirchlicher Unmündigkeit längst entwachsen bin, hätte ich an sich mehr Glück, als ein Katholik haben könnte, ebensowenig wie ich glaube, daß ein freier Theologe, und wenn er sich mit blutendem Herzen von der herkömmlichen Rechtgläubigkeit losgemacht hätte, nun um so viel fröhlicher geworden

sein müßte, als er Schritte von der alten Bahn heruntergetan hätte. Diese Schritte mußten allerdings getan werden allein um der Wahrheit willen, und wehe denen, die sich weigern zu folgen, wenn das Licht sie ruft, aber von Besserdransein lediglich um der Fortschritte willen kann keine Rede sein. Die Hoffnung auf höheres Glück erweist sich immer als Täuschung. Wir brauchen, um uns nicht zu überschlagen, ein Gegengewicht, das mit unseren Fortschritten stets so zunimmt, daß der Rechtsbesitz auf Kosten des Aufgabenkreises niemals sich breit machen darf. Der Atmosphärendruck wächst mit dem wachsenden Menschen.

So kann man der heutigen Welt schon im voraus zurufen: Ihr begehrt und ringt und erlangt es nicht. Zwar werdet ihr noch die ganze Welt gewinnen, und das ist mehr, als man im langen Leben je zusammendenken und -wünschen kann, aber Lebensglück und -freude werden euch damit nicht gesteigert. Jesus fürchtete sogar, daß einer dabei das Beste ganz verlieren könnte. Es ist der schrecklichste Rechenfehler — und hier verrechnen sich kluge Geschäftsleute leichter als Dichter — auf oben geschilderte Weise die Welt in die Erlösung führen zu wollen. An dem Tische kann kein Herz satt werden. — So hatte der alte Glaube recht, wenn er für wahres Glück auf das Jenseits vertröstete? Und hier gibt's keine Erlösung, wenigstens keine, die dem Menschen noch preisenswert schiene, sobald er sie sich zu eigen gemacht hat? Jedenfalls wollen wir die

Leute nicht antreiben, Daseinsumwälzung zu beginnen, weil das der Schlüssel zum Freudenschrank sei. Das wäre bei obiger Erkenntnis elende Betrügerei.

Was ist Erlösung?

Wenn nun noch Erlösung sein soll, so gibt es nur eine Möglichkeit, dem Menschen Frieden zu schaffen, wenn man ihn mit seinem Leben so befreunden kann, daß er es sich nicht anders wünscht, als er's gerade hat und werden sieht. Freilich, wer wird das Kunststück zuwege bringen? Man denke an den Hunger, der aus dem Menschen förmlich herausschreit: Ich kann's hier nicht mehr aushalten, ich will frei sein! Und dem will man damit den Mund stopfen, daß man auf ihn einredet: Du hast es gut, beruhige dich nur, und sei zufrieden mit deinem Lose!? Ja, wenn's eingebildete Nöte wären, aber sie sind doch leibhaftig und greifbar! Laßt nur den Krankheitswurm im Leibe bohren und Schlaf und Kräfte verjagen, laßt nur die Frage als Gespenst zu euch herzutreten: Was werden wir essen? laßt nur den Haß lodern und wie versengend Feuer auf euer Dach fallen, laßt nur das Herz einmal eine Mördergrube arger Gedanken sein, wo man bei sich totschlagen möchte und mit jedem Schlage die doppelte Zahl der Schlangenhäupter wachsen macht, laßt nur das Leben hinwelken unter den Folgen einer einzigen Jugendsünde, laßt endlich

den Tod in seiner erbarmungslosen Gier die Wiese der Menschheit mähen: dann nehmt das ganze Weltbild und reicht es dem Betroffenen hin mit der Frage: Möchtest du dich nicht versöhnen mit deinem Leben, kannst du es nicht gut finden? Glaubt, ich hätte angst, man könnte es mir als Spott auslegen und mir eine Abfertigung geben, die mir keine Freude machen würde!

Und doch muß die Frage gestellt werden, weil es die entscheidende Lebensfrage ist. Und ich möchte euch veranlassen, von Herzen „Ja" zu sagen; denn ich wüßte nicht, wie sonst ein Mensch glücklich werden sollte. Wir sahen, daß alle Fortschritte, wo sie auch liegen mögen, und wie weit sie reichen, nur ein Scheinglück schaffen. Und wo bleiben nun gar die Armen, die Zurückgesetzten, die für guten Willen einen Lazaruslohn erhielten, die durch Unverstand mit dem verlorenen Sohn um die Wette laufen mußten? Man kann doch sagen, daß der meisten Menschen Leben ein ganz erbärmliches Hangen und Bangen ist. O, der täglichen Plagegeister, die wie Mükken im Sommer das Dasein zur Hölle machen! Es ist beinahe ganz ausgeschlossen, daß auch nur einer von denen, die einmal zurückgeblieben sind, wieder an die Spitze kommt. Und wenn es geschähe, und es sammelte einer nachträglich so viel Lob ein, daß alle Schande vergessen würde, er bliebe doch immer ein ungenügsamer Mensch. Das Glück kann ja daher nicht kommen.

Man muß drum eben versuchen, die Leute

mit ihrem Leben zufrieden zu machen, den Sünder mit der Sünde, die Traurigen mit dem Leid, die Armen mit dem Hunger, die Sterbenden mit dem Tode so zu versöhnen, daß sie es tragen und mit Freude leben können.

Das ist gewiß nichts Neues, daß man sich zu trösten sucht. Es hat z. B. immer heroische Leute gegeben, welche die Todesnot mit Resignation und ohne Zucken und Klagen ertrugen. Hiob spricht, man müsse die bösen Tage auch hinnehmen, wenn man sich die guten gefallen ließe. Trotzige wollten sogar witzeln und spotten, wenn ihre Schicksalsstunde schlug. König Agag von Amalek lachte dem Samuel ins Gesicht, als der sich anschickte, ihn in Stücke zu zerhauen. Leichtlebige haben schwere Verluste verschmerzt und dem verlorenen Arm keine Träne nachgeweint, sind an den Bettelstab gekommen und des Landstraßenlebens so gewohnt geworden, als wären sie von Anfang an Zigeuner gewesen; moralisch vernichtete Existenzen, Diebe und Mörder, fanden sich ins Lasterleben scheinbar ohne Reue und Gewissensqualen. Und überall in der Welt gehört es zum guten Ton, so aufzutreten, als wüßte man von Leid und Schuld so gut wie nichts, als gäbe es keinen Riß auszufüllen, als wäre alles aus einem Gusse und in einem Flusse und fiele nie einer aus der Rolle. Wer möchte die Kraft nicht bewundern, die bei solchem Dasein aufgewendet werden muß; aber wer glaubt im Ernst an weggescheuchte Nacht, weil man künstliches Licht

anzündete, wer glaubt an Reinheit des Herzens, weil anständige Manieren gefunden sind, das Böse zu verbergen? Doch wir müssen das als Versuch gelten lassen, wenn er auch stets recht jämmerlich ausfällt, sich mit dem Leben, das man in Wahrheit nicht ändern kann, abzufinden und zu vertragen. Der Mensch gewinnt nichts dabei und wird mehr oder weniger zur Karikatur, die man nur bedauern kann.

Mit mehr Glück hat der religiöse Glaube eine Versöhnung anzubahnen versucht. Ihm ist Welt und Leben aus Gottes Hand gekommen, und es kann ohne Gott, den allmächtigen, ewigen Geist, nichts geschehen. Gott aber will das Gute, das Leben, das Glück. Nun sind jedoch Sünde, Tod und Übel auf Erden da. Wie verträgt sich das mit diesem Gott und dem Glauben an ihn?

Hier beginnen nun die Nöte. Wie kam's, wenn Gott so ist, wie der Glaube, sobald er mit der Sittlichkeit seinen reinigenden Bund schließt, ihn stets bekennt, zum Zwiespalt in der Welt und im Menschen? Da hat man den Ausweg gefunden, daß an der Sünde der Geist des Widerspruchs, der Satan, die Schuld habe, von dem dann der Ansteckungsstoff in den Menschen gedrungen sei. Zur Strafe dafür seien das Übel und der Tod von Gott verhängt worden. So bleibt Gott heilig, und gut zeigt er sich zugleich dadurch, daß er dem Menschen gegen Opfer und Gelübde die Sünde vergibt, daß er ihm bei inbrünstigem Anrufen aus den Versuchungen und Nöten hilft, und

daß, wo keine Hilfe sich findet, eine Pforte an der grausigen Todesmauer offensteht, durch die es hinauf in eine Welt geht, wo der Zwiespalt aufhört, wo lauter Leben, Glück und Gerechtigkeit herrschen.

Man kann nicht leugnen, daß in dieser Anschauung des Daseins herrliche, versöhnende Gedanken liegen, und Unzählige klammern sich noch heute an diesen Trost des Glaubens und leben und sterben damit im Frieden. Und doch ist hier nur Teilversöhnung. Es bleibt unbegreiflich, wie Gott, wenn er das Böse durchaus nicht wollte, die Welt so aus der Hand gehen konnte, daß er es doch hineinließ, und daß nun die Welt schlechter wurde, als er sich vorgenommen hatte, sie werden zu lassen. Mir wäre dabei nicht möglich, die volle Weisheit Gottes zu bewundern. Ich müßte immer denken, daß es doch besser gewesen wäre, wenn Gott all das Unheil ganz verhütet hätte. Es ist ja väterlich, daß er verzeiht und mir zum Teil heraushilft, und daß er endlich entschädigt für das durch Sünde und Übel verpfuschte Leben, aber voll versöhnen kann mich das nicht. Immer kommt der Seufzer: Schade, daß die Welt nicht im ewig heiligen Gleise blieb! Ach, hätte ich doch das Böse nie kennen gelernt, und brauchte ich nie den Kelch der Übel an die Lippen zu setzen! Ich möchte aber Gott anbeten ohne jeden Vorbehalt, in völliger Versöhnung, ohne Groll wegen der neben dem Lichte stehenden Finsternis, ja, mit Lob und Dank für diese selt-

same Lebensmischung, für die es keine befriedigende Deutung bei obiger Anschauung gibt. Ich möchte es so ansehen lernen, daß Gott ein solcher Weltenherr ist, daß ihm das, was uns Störung und Mißklang, ja zerbrochenes Dasein scheint, gerade ein Lebensgrund wird, auf dem er sich herrlicher offenbaren und uns höher steigern kann, als wenn es nach unserem Wunsch gegangen wäre, so daß wir sagen müssen: Die Welt, wie sie jetzt ist, enthält für uns, wie wir jetzt sind, die allerwirksamsten und passendsten Lebensbedingungen, um uns dem großen Menschheitsziel zuzuführen. Zu den Lebensbedingungen aber sind namentlich zu zählen die Dinge, an denen wir sterben zu müssen glauben. Wenn das wäre, dann wäre die Versöhnung völlig.

Vielen dürfte das ein geradezu erschreckender Gedanke sein. Und doch, ist es etwas so schlechthin Neues und Fremdes? Sind wir nicht schon lange auf der Wanderung zu dieser Versöhnungslehre? Sprechen wir nicht schon lange vom Segen des Übels, vom seligen Ende, das man haben kann? Wir wissen alle, was krank sein heißt, und wir sehen täglich furchtbar geplagte Leute; aber freuen wir uns nicht, wenn wir Menschen sehen, deren Siechbett zur Siegesstätte wird, die so viel Glück und Gutes dabei erleben, so zum Bewundern Geduld und Anspruchslosigkeit lernen, so willig verzichten auf Sonnenschein, so viel Wahrheit und Geist offenbaren, daß sie selbst und wir mit ihnen, überwältigt von dieser Gottesfülle, bekennen: Hier

ist Heil und Leben, und die elende Kreuzeshülle ist der passende Rahmen zu dieser still blühenden Gottesblume? Und gab's nicht solche Menschen, die Gott priesen, daß sie leiden durften, vor deren Augen also diese Nacht, deren Schatten der natürliche Mensch flieht wie eine giftige Schlange, ganz in strahlendes Licht verwandelt war? Wenn ein Stephanus, umsaust und getroffen von Pflastersteinen, hinsinkt und ruft: „Ich sehe den Himmel offen," wo bleibt da der Stachel und Fluch des Todes? Wer kann den bedauern, der sich selbst nicht bedauert, weil sein schauerlicher Tod eine Glaubensfreudigkeit springbrunnengleich hervorlockt, die ohne diese das Herz bis ins tiefste erschütternde Angst nicht gekommen wäre, nicht kommen konnte? Ich glaube, daß jeder, der Ähnliches durchlebte mit ähnlicher Frucht, die gleichermaßen den Tod und die Todesnöte in den Sieg verschlang, niemals wünschen wird, daß sein Dasein lieber ohne die Stürme wie ein Nachen auf ruhiger See dahingeglitten sein möchte. Das ist der Segen des Übels, der uns das Übel als heilsam, ja für das Leben, wie wir es einmal haben, als notwendig erscheinen läßt.

Genau so denken wir von den übrigen Lebenskämpfen. Keiner, der das Joch in der Jugend getragen hat und schlecht behandelt ward, der um seine Existenz ringen mußte, daß der Weg immer nur einen Schritt vom Abgrund entfernt war, und eine religiöse und sittliche Kräftigung dabei erfuhr, wie dem Stubenhocker und dem

Weichgebetteten gar nicht zuteil werden kann, möchte doch diese Zeit aus seinem Dasein gestrichen sehen, und wäre sie mit der Hälfte der Lebenskraft bezahlt worden.

Nicht wahr, so weit gehen wir alle zusammen? Wir glauben an eine völlige Versöhnung mit Übel, Kampf, Sorge und Tod, oder, wenn unsere Kräfte dazu nicht reichten, so können wir es doch wenigstens begreifen und für möglich und gut halten. Nur in einem Falle wollt ihr nicht mit. Auf die Sünde wollt ihr es nicht angewendet wissen. Es kommt euch gotteslästerlich vor, zu denken, daß es eine Versöhnung mit der Sünde geben soll. Nein, nein, heißt es, das darf's nicht geben. Hier ist kein Friede möglich. Sünde ist absolut schlecht, und wer sich mit ihr versöhnen will, kann es nur um den Preis der Wahrheit und des Guten. Das ist das einzige, was Gott verboten hat, und was mit dem Himmel nie sich berühren kann.

Doch wer sagt, daß wir uns mit der Sünde befreunden sollen? Darf man nicht auch vom Segen der Sünde reden, und wenn man ihr aus dem Wege läuft, wo man kann? Wird einer die Krankheit lieben lernen oder die Sorge und wünschen, daß sie bald wiederkämen, wenn er des Segens sich rühmt, den sie ihm gebracht haben? Ganz gewiß nicht. Er wird froh sein, wenn die Schale abgestreift ist. Sein Dank geht nur auf den herrlichen Kern, den er geschmeckt hat. Das Übel war der Stahl, der die Geistes-

funken aus dem Feuerstein der Seele schlug. Warum soll es diese Versöhnung mit der Sünde nicht auch geben können? Hat ein alter Kirchenvater ausrufen können: „Glückselige Schuld", weil sie den Sohn Gottes auf die Erde gebracht habe — und jener fromme Mann wollte wahrlich mit dem Bösen kein frevles Spiel treiben — warum soll es für uns ein Unrecht sein, wenn wir die volle Versöhnung mit diesem dunkelsten Fleck unseres Lebens suchen wollen? Wunderlich doch, daß dieselben Menschen, die Übel und Tod aus der Sünde herleiten, und die sich nicht scheuen, von der Seligkeit dieser Lebensprüfungen zu reden, jeden Menschen erschrocken ansehen, wenn er sagt, daß in der Wurzel ebensoviel Segen verborgen sei als in den Blättern und Früchten des sogenannten Giftbaumes. Konsequent ist das unbedingt nicht. Wer von der Heiligung durch das Leid spricht, sollte auch von der Heiligung durch die Sünde sprechen, denn Leid und Sünde sind blutsverwandt. Und ganz abgesehen davon, daß sich in der Bibel genug Stellen finden, die es ganz klar zeigen, daß ein verlorenes Leben besser sein kann als ein unverlorenes, und daß die Macht der Sünde nur eine um so größere Reaktion im Herzen Gottes hervorruft, und daß einer, dem viel vergeben ist, näher an Gott herankommt als einer, dem wenig vergeben ist, kurz, daß für ein volles Heilsverständnis die Sündenerfahrung gar nicht entbehrt werden kann, in der Tat notwendig ist: ganz abgesehen davon sagt schon der große Ver-

gebungsgedanke Gottes, der den Kern des Evangeliums bildet, daß wir uns gar nicht anders als vollversöhnt zu unseren Fehlern stellen können.

Man denke sich, daß die Schuld der Sünde vergeben ist. Was erwartet man anders, als daß nun alle Strafe erlassen ist und alle bösen Folgen aufgehoben werden? Ist das der Fall? Das ist durchaus nicht so. Der Lügner erhält seine Strafe damit, daß er das Vertrauen verliert, das böse Gewissen kommt immer wieder, und nach zwanzig Jahren kann man noch aus Anlässen harmlosester Erinnerung zu der Frage mit der häßlichen Selbstanklage kommen: Weißt du noch, wie schlecht du damals warst? Andere schleppen sich mit selbstverschuldeten Krankheiten durch das ganze Leben, werden auch innere und äußere Spuren früherer oder nie ganz verschwindender Laster nicht los. Wie sollen solche, — und wer müßte sich nicht dazu rechnen? — zum Glauben an die Vergebung kommen, wenn ihnen der Gedanke: „Aber büßen läßt dich's Gott doch so schwer, als hätte er gar nicht vergeben," allen Glauben immer wieder nimmt? Sie sollen an Vergebung glauben, während Gott die Sünde, und wie oft nicht bloß die eigene, sondern auch die aus dem dritten und vierten Glied vorher fürchterlich an ihnen rächt. Ist's wahr, daß Gott die Sünde vergeben hat, dann darf auch nichts mehr sein, was mich wieder daran irremachen könnte, dann müssen alle die Kreise, die ein ins Wasser des Daseins geworfener Sündenstein gezogen hat, und

wenn sie weit über den Horizont unserer Beobachtung hinausgingen, nichts anderes als Vergebung und Liebe verkündigen. Ja, sie müssen die eigentlichen Anlässe sein, durch die Gottes Herz im vollen Erbarmungsreichtum sich offenbaren will, sie müssen alle, vom ersten Zittern der heiligen Scheu an bis zum qualvollsten Gerichtetsein, so auslaufen und ausklingen, daß ich nichts anderes vermag, als schuld- und leidvergessen ins Meer der Liebe mich zu versenken. Das erst wäre dann volle Vergebung und völliges Versöhntsein mit der Sünde.

Und ist das nicht durch die alltäglichste Erfahrung zu beweisen, daß nichts aus dem Bereich menschlicher Schwachheit und Bosheit imstande ist, Unsegen zu stiften, wenn wir es nur sehen wollen? Wir wollen uns doch nicht durch das Wort verblüffen lassen, daß die Sünde der Leute Verderben sei, sie sollen uns auch dadurch nicht zurückschrecken, daß sie uns verdorbene, unverbesserliche Taugenichtse vorführen, um daran den ewigen Fluch Gottes über alles Böse zu dokumentieren. Wißt ihr denn wirklich so genau, daß jene nichts mehr gewinnen, und ob sie nicht noch um ihres Elends willen eine Welt voll rettender Fürsorge bei anderen für sich wachrufen können? Ich berufe mich vielmehr auf aller wahrheitsliebender Leute Erfahrung, wenn ich sage: Uns hat unsere Sünde nur Segen gebracht. Ich gebe dabei all den Schaden, der nur möglich ist, ruhig zu. Ich weiß, daß die Sünde den Menschen bis

auf die Tierstufe, bis zum Stumpf- und Blödsinn bringen kann. Aber ich glaube dann lieber, daß das der einzige Weg für Gott ist, um den allerelendesten Menschen seine Hilfe und die Erhöhung zu bringen, als daß ich mich vom Unsegen der Sünde überzeugen ließe. Denn ich weiß gewiß, daß sie mir bisher nur zum besten dienen durfte.

Ich behaupte zuerst, daß ich gut und böse nur unterscheiden lernte durch die Sünde. Gesagt haben es mir gute Menschen, was ich tun und nicht tun soll. Aber daß mir selbst der Unterschied fühlbar wurde, daß es sich mit Flammenschrift unvergeßlich in die Seele grub, daß das Gute sich klar und klarer heraushob und das Böse ebenfalls immer deutlicher und häßlicher wurde, das verdanke ich nur der bitteren Erfahrung des eigenen Fehlens. Die Sünde lehrte mich das heilige Gesetz finden und verstehen, und das Gesetz hinwiederum bestätigte, was ich täglich erlebte. Damit wurde zugleich mein ganzes Innenleben wachgerüttelt und zum Keimen gebracht. Nur durch den Kampf mit mir selbst und der Welt, d. h. also mit der Sünde, bin ich geworden, was ich bin, bin ich genötigt, mich über mich selbst und jede Gegenwart hinauszuheben, immer größerer, persönlicher Freiheit und Vollendung entgegenzutreiben. Und so begrüße ich das böse Gewissen, die bittere Reue, die ich meinte verfluchen und verscheuchen zu sollen, als rechte Lichtfreunde. Hätte ich euch nicht gehabt,

wäret ihr nicht meine treuen, unzertrennlichen Kameraden gewesen, ich hätte nicht eine gute Lehre aus der Vergangenheit mitgenommen. Meine Natur wäre nie ein Charakter geworden, immer spielende Natur geblieben ohne Verantwortungs- und Pflichtgefühl. Ihr hindert, daß ich, ohne es zu merken, wieder auf ein tieferes Niveau herabsteige, ihr laßt mir keine Ruhe, bis ich euch irgendwie gehorche und Genüge tue. Und ihr Ketten, die ihr mich gebunden habt, ihr Stricke der Lüge, der Eitelkeit, der Rachsucht und des Ehrgeizes, die ihr immer fester und feuriger mein Wesen zusammenschnürt, ihr habt doch nur bewirken können, daß ich herumlief und eine Freistatt suchte, wo ich aufatmen konnte, und wohin eure Macht nicht langte. Erst wollte ich mir selbst helfen, wollte herausreißen aus dem Herzen, was mich unglücklich machte, dann rief ich Menschen und Gott um Hilfe an: Errettet mich von meinem Feinde! Bisweilen schien es, als wäre das Unkraut ausgerottet, um dann auf einmal wieder mit Macht ins Kraut zu schießen. Oft war's nur ein Teufelstausch, eine gemeine Begierde schwand, und eine vornehmere, aber nicht weniger selbstsüchtige und nur um so schwerer zu fassende setzte sich an den Platz. Manchmal war's auch nur ein Platzwechsel. Ein bekehrter Löwe und Liebling aus der Gesellschaft lief in die Kirche, um dort eine neue Löwenstelle zu übernehmen. Ein früherer Raufbold blieb auch im Reiche Gottes Korpsstudent und focht täglich Säbelmensuren mit Un-

gläubigen. Er hielt es für die frömmste Pflicht, nie eine Beleidigung durch Wort und Schrift auf sich sitzen zu lassen, und hieß dann sehr mit Unrecht ein Streiter Christi. *Bekenntnisse eines versöhnten Menschen.*

Endlich merkte ich, daß das die Bedeutung der Ketten wäre, nicht, daß wir sie mit übermenschlichem Ruck herunterrissen, sondern daß in ihnen und unter ihrem Druck ein neues, besseres, größeres Leben sich entfalten sollte, das, herangewachsen, die Ketten von selbst verliert. Die Sündennot gibt Wahrheit, freies, offenes Bekenntnis. Das sind die Anfangsheiligen, die so weit gedrückt sind, daß sie kein Blatt mehr vor den Mund nehmen; daß sie keine Rücksicht mehr kennen, und wenn sie sich das Todesurteil sprechen sollten, daß sie wissen: hier hilft kein Pflaster, kein Vertuschen, kein Heucheln, und wenn's keine Hilfe gibt, so soll es doch wenigstens heraus, denn das Verschweigen läßt uns verschmachten. Und ist solche Wahrheit nicht Heiligkeit? Ich muß sagen, daß mir solche Wahrheitsausbrüche bei Menschen stets Himmelsmusik waren, und daß ich dann das Wort Christi voll verstand: Es wird Freude sein bei den Engeln Gottes über einen Sünder, der Buße tut, der die Wahrheit sagt, und wenn's die schmutzigste Wahrheit wäre, die über Menschenlippen gehen könnte.

Und die ihr die Menschen erziehen sollt zu christlichen Tugenden, wie wollt ihr denn diese Tugenden anders bauen und bilden als eben auf diesem durch den Druck geborenen Wahrheits-

grunde? Ihr wollt die Menschen demütig machen. Glaubt ihr denn, daß ein mit noch so großem Nachdruck gegebenes Machtwort auch nur einen Funken von Bescheidenheit anzündet? Da kennt ihr die Menschen schlecht. Nur ein Mensch, der da weiß, wie er ist, der sich gar nichts mehr von sich und anderen vormachen läßt, der so lange unter Kettendruck gelegen hat, daß ihm der letzte Hochmutsrest verleidet ist, wird und kann bescheiden werden. Hier ist die einzige Möglichkeit gegeben, daß einer aufhört, sich an die Krippe der Erde zu drängen und zwei bis drei Plätze allein zu beanspruchen, und daß einer den Gedanken pflegen lernt: Du hast auf Erden nichts zu fordern, dein Wohl, dein Glück sind alles Dinge, die du dir geben und nehmen lassen mußt.

Freilich, die Menschen, die heute voll den Grundsatz des Sichauslebens und des Sichbreitmachens mit und ohne Frömmigkeit betreiben, werden mit solcher Demut nichts anzufangen wissen, werden sie für elenden Bettlerstandpunkt erklären, wobei der Mensch haltlos und hilflos umherirre. Und dennoch ist hier der Weg zu wahrer Freiheit und Unabhängigkeit geboten. Solange ein Mensch noch sagt: Das muß ich haben, das kann ich verlangen, weil ich Mensch und Staatsbürger bin, sieht er freilich stolz und trotzig aus, ist aber in Wahrheit eine erbärmliche, abhängige Kreatur, deren Hohlheit nur ihm selbst verborgen ist. Die Anspruchsvollen müssen, um zu ihren Wünschen zu gelangen, anderen Leuten

zu Gefallen leben, ihnen nach dem Munde reden, sind durch Bangigkeit um Verluste nie fähig, Kämpfe bis aufs Blut zu bestehen. Das können nur die, welche sich aller Ansprüche begeben, und die das gelernt haben, indem sie durch Sündenerfahrung ihren Wert so weit herunterstimmten, daß es ihnen nicht mehr darauf ankam, ihr Leben, wenn's verlangt wurde, in die Schanze zu schlagen. Und soll ich von Geduld und Standhaftigkeit sprechen, die doch nur unter der Last gedeihen können und nach der Bibel die persönliche Vollendung des Christen bringen? Und wo ist noch eine Tugend, ein Lob, deren Wachstum ohne Sündererlebnisse zustande käme? Gerade die Königin, die Liebe, ist für uns ganz unzertrennlich mit der Sündennot verbunden. Menschliche Liebe ist Hingebung an unfertige, mit allerlei Schuld und Irrtum behaftete Menschen. Und ihr Gipfelpunkt ist die Feindesliebe. Schon der Name sagt, daß diese Krone aller Liebe nur auf der sündigen Erde möglich ist. Nur die Bosheit kann die Liebe zur Vollendung führen. Dabei liegt dann freilich die Sünde auf des Nächsten Seite. Aber, wie könnte man lieben und den Sünder verstehen, seine Schwachheit in Geduld tragen und stille auf endliches Reifen der menschlichen Natur hoffen, wie könnte man den Splitter aus des Nächsten Auge entfernen, wenn man nichts wüßte vom Balken im eigenen Auge, wer könnte Mitgefühl haben mit Verlorenen, wer könnte sie Brüder im vollsten Wortsinne nennen, wenn er nicht das Bewußt-

sein hätte, daß er im Verhältnis denselben Druck zu tragen hat wie sie? Nur die Liebe armer, sündiger Menschen, die durch Gottes Barmherzigkeit den andern bereits voraufgehen dürfen, die aber sich immer bewußt bleiben, daß sie auf ihrem höheren Platze denselben Kampf nur wiederholen müssen, den die da unten haben, ist imstande, die Zurückgebliebenen anzufeuern, nachzufolgen und sich heiligen zu lassen. Wohl mir, wenn ich bestimmte Ketten stets zu fühlen habe, große Wünsche wegen anhaftender Schwachheit nicht erfüllen kann! Liegt das auch oft als eine sehr niederziehende, drückende Last auf mir, der Gedanke, daß ich dadurch fähig werde, die Kleinen, die Zöllner und Sünder zu begreifen, zu entschuldigen, aufzurichten, entschädigt reichlich für die Schmerzen machende Spannung im Gemüte.

Hier seht den Segen der Sünde! Sie ist eine Rindenhülle für neues Leben, und wenn das Leben wächst, sprengt es die Hülle und läßt das Böse vergehen. Nehmt den durch bittere Schuld und Not zur äußersten Wahrheit getriebenen Menschen! Fängt nicht damit auch die Besserung an? Wird nicht der durch Erkenntnis seiner selbst demütig Gewordene von selbst neidlos den andern den Platz lassen, wird der noch lieblos verleumden, hochmütig verachten, wird der noch rennen und laufen können, andern den Besitz, die Ehre, das Glück zu untergraben, wird solch ein Mensch nicht ein Wahrheitszeuge werden, wie andere

Menschen bei allem Tugendmühen gar nicht werden können, wird ein solcher nicht, und wenn er ein Bettelmann ist, souverän sein Leben beherrschen und jedem Respekt abnötigen, der ihm begegnet, und das alles ohne irdische Grundlage, die so viele zu seinem freien, mutvollen Auftreten für unentbehrlich halten? So scheint die Sünde der Leute Verderben zu sein und muß in Wahrheit dem Menschen zum größeren, volleren Leben helfen und sich selbst vom Throne stoßen.

Es wird allerdings immer wieder der Einwand kommen, ob nicht doch solch ein Standpunkt träge werden lasse zum sittlichen Kampf. Wenn das Unrecht so gute Folgen hätte, wem wollte man dann noch Mut machen, es ernstlich zu meiden, zumal wenn der Verlorene besser dran wäre als der Ordentliche und Ehrbare? Wie sollte ein Jugenderzieher, wie könnten Eltern ihre Kinder mit Ernst warnen, wenn sie sich eigentlich sagen müßten, daß das Laufenlassen in Lüste und Leidenschaften bessere Früchte zeitigte als das Zügeln? Das wäre etwa die Frage, die Paulus im Römerbrief aufwirft: Sollen wir nicht lieber Böses tun, daß Gutes daraus komme? und die er beantwortet mit dem Satze: Welcher Verdammnis ist ganz recht. Aber wir wollen nicht so schnell darüber hinweggehen, es ist Pflicht, mit diesem Widerspruch sich auseinanderzusetzen.

Zunächst wiederholen wir, was schon gesagt ist, daß es sich mit der Sünde verhält wie mit dem Leiden des Leibes. Wird man Leute an-

feuern, leichtsinnig ihre Gesundheit aufs Spiel zu setzen, weil einer in Krankheitsnöten mehr Segen erlangen kann als in gesunden Tagen? Allerdings, das Entsetzen der Weltkinder vor kranken Tagen kennen wir nicht mehr, wir wissen, daß Gesundheit nicht das höchste Gut ist, und wüsten doch nicht unvernünftig auf die Kräfte los, sondern gönnen dem Leibe seine Notdurft.

So machen wir auch keine moralischen Entrüstungsszenen mit, wie das die Pharisäer so prachtvoll verstanden, wir tun nicht so, als dürfte ein Unrecht, ein Fehler gar nicht vorkommen, wir verdammen die Menschen nicht gleich in die siebente Hölle, weil sie gelogen, gestohlen haben oder Faulenzer waren, wir rechnen nüchtern mit der Wirklichkeit und wissen, daß die heilige Entrüstung gewöhnlich daher kommt, daß der äußere Schaden und die Schande mit auf die Umgebung fallen, und daß sich die Menschen von Mitschuld und Verantwortung freisprechen möchten. Uns ist ferner nicht die Hauptsache, daß wir die Kinder und die uns anvertrauten Seelen vor der Sünde behüten. Das können wir ja gar nicht. Oder nennt ihr die Menschen behütet, die allerlei Gemeinheiten der Gasse nicht gehört haben, oder denen der Eigenwille nicht gelassen wurde, die an ein arbeitsames, fleißiges Leben beizeiten sich gewöhnen mußten? Dabei kann ihre Gesinnung immer noch eine ganz erbärmliche werden, sie können die ehrgeizigsten, selbstsüchtigsten Streber und jedes höheren Gedankenfluges entbehrende

Spießbürger werden, wie sie unsere heutige Erziehung zu Millionen züchtet.

Nein, wer dem Bösen wehren will durch Verbieten und Strafen, der erreicht für ganz vereinzelte Fälle des vielverzweigten, sündigen Trieblebens einige Erfolge, läßt aber die Dinge, die dem äußeren Fortkommen und dem bürgerlichen Zusammenleben nicht so störend sind, ruhig bestehen, und so ruht schließlich diese ganze Moral auf dem Grunde der Nützlichkeit. Man muß dann arbeiten, um etwas zu werden, man darf nicht stehlen, damit das Namensschild blank und die Existenz gesichert bleiben, man darf nicht unkeusch leben, damit man sich gesund erhalte. Daß man damit nur dressierte Leute gewinnt, die, was das Eigenleben, was wirkliche Güte und Wahrhaftigkeit anlangt, ein reines Nichts sind und den Hohn aller ehrlichen und unehrlichen Menschen herausfordern, ist so klar, daß man nur bewundern muß, wie viele aus reiner Angst doch ruhig in diesem Gleise bleiben und wirken. Und das nennt ihr Behütung? Wie viele mögen durch diese Art der Behütung in einen Sumpf kommen, aus dem sie sich nie wieder herausfinden!

Wir wollen auch der zu pflegenden Seele ihre Rechte geben, soweit wir können, wollen sie nicht mutwillig in den Schmutz hineinstoßen, aber wie wir dem Kinde nicht hauptsächlich sagen: Falle nicht, stoß dich nicht, iß das nicht, sondern lerne laufen, lerne die Welt kennen, genießen und beherrschen und tue nicht gar so gefährlich, wenn

du einmal fällst, dich stößt und dich verläufst, denn um so besser wirst du dir's merken, und vor dem Schlimmsten werden wir dich zu bewahren suchen: genau so wird unsere Führung noch nicht gereifter Herzen vor sich gehen. Wir werden vor allen Dingen Lust machen zu einem guten, heiligen Leben, Freude wecken an Wahrheit und Schönheit, Demut, Liebe und Vertrauen zur umgebenden, uns zum besten dienenden Welt, in der ein wunderbarer Vater waltet, der uns nie betrügt und enttäuscht. Und wenn dann die Schwächezustände eintreten, das sittliche Unvermögen zum Vorschein kommt und die Enttäuschungen wie Hagelschläge in den Gottesgarten fallen, wenn die Sünde drückt und ängstigt, dann haben wir nicht zu richten und zu schelten, sondern zu zeigen, wie durch alle Sünde das Gute sich verwirklicht, und wie das alles mit dazu gehört, um im Menschen den guten Lebenskeim zur Entfaltung zu bringen. Können wir auf diese Weise Glauben und Hoffen frisch und stark erhalten, so haben wir alles getan, um gute Menschen zu bilden. Es ist damit freilich nicht gesagt, daß unsere Pflegebefohlenen nach diesem Rezept diensteifrige Minister, gefällige Patrioten, bedeutende Kanzelredner, wohlhabende Grundbesitzer, Millionäre und Großkaufleute werden, aber wem mehr am Menschen liegt als am Titel, Besitz und Kleid, den dürfte das schwerlich stören.

Wir dürfen eben nicht vergessen, daß die Sünde da ist und trotz Entrüstungsversammlungen

und jahrhundertelangem Predigen in keiner Weise an qualitativer Kraft verloren hat, und daß es viel wichtiger ist, anstatt sie totzuschreien und an einigen Stellen in den Winkel zu jagen, den Menschen vor der Verzweiflung beim Kampfe mit ihr zu bewahren und ihm zu zeigen, daß sie ihm auch da, wo sie ihm in der furchtbarsten Weise zusetzt und ihn mit den schwersten Ketten belastet, wenn er will, nur zum größeren und reiferen Leben verhelfen muß.

Diese Versöhnung, diese Anschauung der Sünde ist unsere Rettung, unsere einzige Erlösung, die dem Menschen völligen Frieden bringt, nicht den Frieden nach bestandenem Kampf, denn der Kampf hört nicht auf, auch nicht die Freude des siegreichen Kämpfers, denn von Erfolg und Sieg reden nur die oberflächlichen Menschen, die den alten Adam nur mit den Augen des Richters angesehen haben, sondern den Frieden, daß, ob ich siege oder falle, schwach oder stark bin, ich doch stets die Gewißheit habe, daß mich heilige Mächte vorwärtsdrängen, daß Gott auch meine Sünde nur gebraucht, nicht mich zu richten, zu strafen und in Schuld und Schande zu stürzen, sondern um mir zu tieferem Verständnis seines Namens zu helfen und eine Welt von väterlicher Liebe mir aufzutun. Und dann ist's zu ertragen, dieses zwiespältige Leben, dieses Gedrücktwerden von Schuld, dieses Leiden unter fremder Bosheit, ja, dann will ich's preisen und nicht mehr wünschen, daß es Gott möchte anders eingerichtet haben, wenn

doch gerade die grausigen Tiefen das reinste Gold des Glaubens und der Liebe offenbaren und Erkenntnisse liefern, die in alle Ewigkeit der Anbetung wert bleiben.

Gehört Jesus in dieses Versöhnungsevangelium?

Schon längst werden die Freunde Jesu sich gefragt haben, ob denn das Gesagte der biblische Standpunkt sei, und welche Stellung dem Heiland bei diesem Versöhnungsglauben zukomme. Nun ist rund zugegeben, daß obige Anschauung der altkirchlichen Versöhnungslehre nicht mehr entspricht. Doch ich denke, daß jene nicht weniger, sondern mehr bietet, das biblische Jesusbild uns näher rückt und fruchtbarer macht, als es die übliche kirchliche Darstellung vermag. Die alte Versöhnungslehre setzt sich allerdings aus Buchstaben und Sätzen biblischer Ausführungen zusammen, ist aber dem Geist der Schrift nicht gerecht geworden. Sie geht aus vom Zorn Gottes, der den Sünder wegen seiner Übertretung mit Tod und Verdammnis bestrafen müßte, aber in weltrettender Liebe sich entschließt, seinen eingebornen Sohn in die Welt zu senden, mit dessen heiligem Blute die Sünde der Welt zu sühnen und den stellvertretenden Tod erleiden zu lassen. Derselbe vollbringt das Werk, erträgt die Höllenpein der ganzen Welt und stirbt gelassen, aber gehorsam. Doch nun ist des Vaters Zorn gestillt, nun

erbarmt er sich des Retters und weckt ihn vom Tode auf, schließt mit der Welt den neuen, ewigen Bund und begnadigt und heiligt alle, die sich auf das Blut des Sohnes berufen.

Wer will leugnen, daß sich für diese Sätze zahlreiche Belege aus der Bibel bringen lassen? Aber es sind Pedanten, Buchstabendiener über die große, heilige Bildersprache der Bibel gekommen, haben sich an die Form geklammert und mit der Schärfe der Logik Gemütswahrheiten daraus zu entwickeln gesucht. Aber man vergleiche nur einmal das Bild dieses Gottes, der ohne Blut nicht versöhnt werden kann, mit dem, wie ihn Jesus sich denkt, wenn er sagt: Er läßt seine Sonne aufgehen über die Guten und die Bösen und regnen über Gerechte und Ungerechte; also liebt auch ihr eure Feinde, damit ihr Kinder seid eures Vaters im Himmel. Oder was für andere Begriffe gibt das Gleichnis vom verlornen Sohn über Gott, den Vater, der seinem Sohne entgegengeht, ihm die Arme öffnet und ihn einsetzt ohne Schelten und Probezeit in die Sohnesrechte als jene Auffassung, die sich Gott denkt mit erhobenem Arm und Richtschwert, und daß er zuschlagen muß um seiner Gerechtigkeit willen, damit er heilig bleibt, und daß er seinen Sohn trifft, der sein Haupt hinhält, damit die Menschheit nicht verloren gehe, und der immerdar noch fürbitten muß, damit die Gnade nicht wieder dem Zorn weiche. Nein, einen solchen Gott kennt die Bibel nicht, hat Jesus sicher nicht gekannt. Darum

brauchte Jesus nicht zu sterben, um die Liebe Gottes uns zuzuwenden. Der gesandt und gekommen war, Sünder zur Buße zu rufen, hatte nicht erst nötig, Gott durch sein Blut barmherzig zu stimmen, es ihm damit möglich zu machen, mit uns väterlich umzugehen.

Aber der Versöhner war er doch, er ist der Anfänger und Vollender des Versöhnungsglaubens. Er hat sich durchgerungen zum Vater, oder besser: das ihm schöpferisch eingepflanzte Sohnesbewußtsein ist unter dem Druck der Welt, unter Anfechtungen und Versuchungen, unter Sinnen und Beten, unter Leiden und Sterben zur wunderbarsten Blüte und Frucht gekommen, und vermöge dieses nie sterbenden, vielmehr stets sich vertiefenden Kindesgefühls, das seine höchste Probe bestand, als der Vater ihn äußerlich verstieß und den Glaubenden in den Tiefen der Hölle versinken ließ, ist dieses mit vollem Undank und bösestem Lohne gekrönte Leben ein so bis zuletzt sich steigerndes, gottbegnadigtes, Glauben und Liebe vollendendes Dasein geworden, daß alle Schatten weichen, alle Entrüstungsstürme schweigen, daß man nur anbeten kann die Liebe Gottes, die sich in Jesu offenbart. Wer möchte wünschen, daß Jesus nicht gestorben, wer möchte wünschen, daß die Bosheit vor dem Kreuze Christi zurückgeschreckt wäre, daß der Vater mit zwölf Legionen Engel Halt geboten hätte? Wir sagen, dann hätte Christus die Krone nicht erlangt, dann wäre ein Rest von Tiefe geblieben, aus der kein

Stern der Gnade heraufgeleuchtet wäre. Erst, da er litt und Gehorsam lernte bis zum Tode und den Vater nicht ließ, war das dunkelste Leben, das es gegeben hat und geben kann, mit vollem Licht erfüllt. Gott war ganz gerechtfertigt, denn Jesus war vollendet. Wir sind mit allem versöhnt, was Jesus betraf. Die Jünger damals konnten diesen Trost nur durch die Auferstehung und die Erscheinungen Jesu erlangen und von da aus den Schlüssel zur Versöhnung mit Gott finden. Wir bedürfen eines ähnlichen Erlebnisses nicht mehr, wir sehen in dem durch Leiden und Sterben vollendeten Gottessohn die volle Gerechtigkeit Gottes leuchten. Sünde und Tod in der Welt sind die Meißel gewesen, die eine so wunderbare Persönlichkeit gestalteten, daß die ewige Liebe Gottes, die beim Sterben ihrer Kinder das Beste tut, völlig zutage tritt. Auferstehung, Bei-Gott-sein, Immernäher-zu-ihm-kommen sind selbstverständliche Folgerungen solcher Geschichte.

Und nun heißt es, ihm nachgehen im Versöhnungsglauben. Gott war in Christo und versöhnte die Welt mit sich selbst. Der große Versöhner ruft die ganze Welt dazu auf, sich mit Gott zu vertragen, der in Christus allen den Weg zu gleichem Ziel gegeben hat. Das, was in Jesus geschehen ist, und was er im Gehorsam gewonnen hat, soll Erfahrung, Heilsleben und Gewinn der ganzen Welt werden. Vollendete Söhne Gottes will das Leben mit Sünde und Tod und allem, was dabei erfahren wird, bilden. Und das soll

uns mit unserm Leben aussöhnen, so daß wir nun für das ganze Dasein danken können, weil wir überall den Vater erfahren sollen, und gäbe es ein Jesusende am Kreuz. Offenbar geben die Bibel und Jesus selbst zu solcher Nachfolge uns das vollste Recht. Jesus spricht beständig davon, daß man wie er sein solle, ja sogar die Werke tun, die er tat, und die Apostel finden es selbstverständlich, daß man sich zu gleichem Tode und dann zu gleichem Leben mit Jesus einpflanzen lassen solle.

Wenn das aber sein soll, so dürfen wir einen prinzipiellen Unterschied zwischen ihm und uns nicht aufstellen. Steht Jesus so hoch über uns, daß wir nie zu ihm hinauf kommen können, so wäre jedes Wort von der Nachfolge überflüssig, ja ein Unrecht in Jesu Munde gewesen. Es wird aber jede Nachfolge Christi eine Torheit, wenn ihm von vornherein die allerhöchste Vollkommenheit und uns die höchste Unvollkommenheit zugeschrieben wird. Die alte Theologie hatte freilich das größte Interesse daran, wegen ihrer Versöhnungslehre, wo das Blut des Heiligen die Sünde der Unreinen abwaschen sollte, Jesu absolute Sündlosigkeit und Vollkommenheit nachzuweisen und als Voraussetzung für das Bekenntnis zum Sohne Gottes aufzustellen. Für uns, die wir einen Gott suchen, dessen Vaterliebe uns in dieser von Sünde und Tod erfüllten Welt gewiß werden soll, ist gerade ein voller Mensch, ein anderer Adam nötig, der uns in allen Stücken gleich ward,

genau so disponiert war wie wir, unsere Entwicklung erleben mußte, der Zeitliches und Vergängliches an sich trug, mit Sünde und Tod sich herumschlagen mußte wie wir, damit seine Versöhnung die unsere werden könnte. Ist das ein Unrecht, ihn so zu denken? Ich weiß, daß man mir das Wort entgegenhalten wird: Wer kann mich einer Sünde zeihen? aber ebenso könnte ich das andere anführen: Niemand ist gut, denn der einige Gott. Das schließt doch seine absolute Vollkommenheit aus. Und wenn Jesus wirklicher Mensch war, was doch alle glauben, dann kann er eben gar nicht irrtums- und mängellos gewesen sein; dann war er beschränkt allenthalben, sonst wäre er eben kein wirklicher, wachsender Mensch gewesen. Was sollte uns auch die absolute Vollkommenheit nützen? Er könnte sie uns ja doch nicht schenken. Ich will auch nur Eines von ihm haben, und das ist die Gottessohnschaft, ich will Kind des Vaters durch ihn werden, ich will mich in dieser und jener Welt heimisch fühlen, will siegreich und überall von Gottes Händen getragen durch mein Leben schreiten, will glauben, daß ich gut werden und Guttun lernen soll durch alles, was ich in der Welt erlebe und aus Gottes Hand erfahre, will mich versöhnen mit den dunkelsten Tiefen und gläubig und mit Liebe Gott und die Menschen anschauen. Und das finde ich nun einzigartig bei ihm; die Gottessohnschaft ist, wenn ich nach dem Vorigen mich noch so ausdrücken darf, etwas absolut Kräftiges und Gött-

liches, was ich nicht überboten denken kann. Sonst läßt sich Jesus alles nehmen, aber das hält er fest als ein ewiges Kleinod, das wächst bei ihm unter der Last geradezu palmengleich auf. Damit sichert er sich ganz, das verläßt ihn zu keiner Stunde, und damit vollbringt er Wunder der Selbstverleugnung, des Glaubens, der Liebe, daß wir allerdings alle vor ihm niedersinken und Gottes Liebe in ihm anbeten müssen. Mich wundert's auch nicht, daß seine Zeitgenossen und gerade seine intimsten Freunde aus dem Staunen über die Hoheit und Größe seiner Gesinnung nicht herauskamen. Sie fanden keinen Mangel an ihm, so hoch überragte er sie. Er selbst fühlte den Abstand vom Vater ganz sicher, aber andererseits war er doch immer eins mit dem Vater, denn ihm ging nie das Bewußtsein weg, daß er stets dem Winke des Vaters gehorsam war, und daß der Vater ihn stets mit Segen überschüttete, und wenn er ihm eins nach dem andern wegnahm. Und so war das Schuld- und Mangelgefühl, das uns so leicht von Gott scheidet, jederzeit ausgeglichen, weil er überall nur dem Guten nachschaute und aus jedem Erlebnis es herauszog.

Hier ist Jesu Krone, und diese reicht er allen hin und spricht: Folgt mir nach, lasset euch durch mich versöhnen mit Gott, setzt euch fest an dem Platz, den ich euch gesichert und geschaffen habe, und ihr werdet lernen, was ich gelernt habe. Das ist ja nun freilich ein Wort, wo wir fühlen, daß wir ihm doch nicht so nachkommen

können. Seine Person ist und bleibt ein Wunder Gottes, und weil er für alle den Kampf durchführen mußte und die Kelter allein treten, wie ein altes Prophetenwort sagt, so war ihm die besondere Gabe verliehen, ein unendlich starkes Bewußtsein der Nähe Gottes und des Erwähltseins zu spüren. Hier sind wir im Vergleich dazu zitternde Nachtreter, und wenn sein Bild nicht aus der Vergangenheit tröstlich zu uns herüberspräche und sein starker, heiliger Geist uns nicht gegenwärtig persönlich nahe wäre, wir vollbrächten die Versöhnung nicht. Uns muß seine Versöhnung immer wieder Licht geben für den eigenen dunkeln Pfad. Und fragt man mich: Hast du nun Versöhnung mit Gott? so muß ich freudig „ja" sagen, „ja, volle und immer völliger werdende Versöhnung, denn ich sehe und glaube selbst, daß es nichts in der Welt gibt, aus dem ich nicht angesichts des Kreuzes Christi größten Gewinn haben könnte, zum wenigsten Kindesgewinn und Vollendungserfahrung, Wachstum und Reinigung des Glaubens und der Liebe".

Damit ist die Frage: Gehört Jesus in das Evangelium? deutlich mit einem Ja beantwortet und ebenso die andere, ob er dauernd die Zentralstellung darin behalten wird. Seine Versöhnung ist vollkommener nicht zu denken und zu erleben. Umgebildet ist nur der alte Versöhnungsbegriff, dessen Mangel auch von den erklärten Anhängern des alten Glaubens zugestanden wird. Dem Geist der Schrift, die uns die volle Versöhnung schildern

will, die uns Menschen zeigt, die durch nichts von der Liebe Gottes sich scheiden lassen, fühlt sich diese neue Auffassung völlig gleichgesinnt. Und das kann und muß der einzige und letzte Wahrheitsbeweis sein, weil der Buchstabe in solchen Fragen versagt. Der Mensch hat recht, der sich am nächsten dem Herzen Gottes sieht, und mir ist gewiß, daß mich diese Anschauungen Gott näher brachten als die alten, die ich einst mit voller Aufrichtigkeit geteilt habe, und die doch je länger je mehr Lücken zeigten, die mich zu dieser Bahn geführt haben, auf der der Friede kam, den ich in diesem Maße nicht gehabt habe und nicht haben konnte. Die volle Barmherzigkeit Gottes über dem Dunkel von Schuld und Sünde, dermaßen, daß sie das Licht herbeiführen müssen, ist der Friede, der ewige Friede der angefochtenen Seele.

Nochmals der Ernst der Versöhnung.

Bei solchen und ähnlichen Betrachtungen wird mir, wie schon einmal gesagt ist, immer wieder vorgestellt werden, daß solch ein Versöhnungschristentum, wobei man ganz zur Passivität verurteilt werde und eigentlich nur mit nehmenden, aber nicht mit gebenden Händen dasitze, doch ein sehr schwächliches, sittlich laxes, ja untätiges und jeden äußern und innern Aufschwung träumerisch erwartendes Dasein bringe. Hier sei ja kein Ernst der Buße, der entschiedenen Absage

an das Böse und des ebenso entschiedenen Anlaufes zum Guten zu spüren. Das sei ein zu einseitig betonter, weiblicher Standpunkt; das männliche, selbsttätig handelnde und tatkräftig aus eigner Initiative vorgehende Prinzip werde dabei zum Schaden des Lebens verkürzt.

Bekenntnisse eines versöhnten Menschen.

Dieser Vorwurf hat vorerst viel Tröstliches. Denn diese Schwäche gilt in der Schrift als die unumgänglich notwendige Vorbedingung für jeden Himmelsgewinn. Lest den Eingang zur Bergpredigt! Dort findet man die Seligpreisung der Schwäche, des Duldens, der Armut. Wir befinden uns also in bester Gesellschaft. Und wie ergreifend spricht Paulus vom Segen der vollsten Schwäche oder Passivität. „Meine Kraft ist in dem Schwachen mächtig," das sagt der männlichste aller Apostel, der rannte und lief und nach dem vorgesteckten Ziel jagte, dabei die erstaunlichste Missionstätigkeit entfaltete und doch immer wieder bei dem Gedanken anlangte: So liegt es nun nicht an jemandes Wollen oder Laufen, sondern an Gottes Erbarmen. Das heißt nichts anderes als: Wir erreichen das Höchste nur, wenn wir ganz willenlose Werkzeuge Gottes werden.

Die höchste Passivität stellt die höchste Aktivität dar. Es ist aber blutiger Ernst nötig, so willenlos zu werden, so ganz in Gottes Hand sich zu geben. Es ist das die schwerste Selbstverleugnung, die alle andere Buße in den Schatten stellt. Die wahre Buße ist Sinnesänderung, eigentlich Umdenkung. Ich soll das Leben anders an-

sehen, ich soll die Güte und Erbarmung Gottes in meinem armen, sündigen Dasein preisen lernen, soll an Rettung glauben, wo ich verloren bin, soll Brüder sehen, wo Feinde vor mir stehen, soll auf Unschuld und Gerechtigkeit hoffen, wo ich von Schuld und Unrecht geradezu umwallt bin, ich soll Frieden erkennen, wo ich streite und kämpfe, soll Frühling und Lebensentfaltung in Winters- und Todesnacht erleben.

Und das, meint ihr, wäre so einfach? Ja, wenn das Leid, die Sünde, die Feindschaft, die Todeskälte nur draußen wären, und ich säße in warmer Stube am behaglichen Ofen und philosophierte durchs Fenster hindurch über die Kälte, die das Leben so gemütlich macht wie das des Pfarrers von Grünau, dann wollte und müßte ich mir sagen lassen: Du Feigling hast gut reden, scheust Wind und Wetter, sitzt in Wolle und Wärme, in Sicherheit und Ordnung und willst Kälte und Tod, Kampf und Not als segensreich rühmen! Aber es rührt mich ja selbst an, es peinigt die Schuld, es schändet die Sünde, es tut der Hunger weh, auch der Hunger nach Liebe, es schreit die gekränkte Seele nach Rache, der Kampf gibt schmerzende Wunden, der Tod reißt Lücken. Und wenn man nun so frostschauernd, geschlagen, verärgert, bis ins Mark getroffen in Winterkälte auf der Landstraße des Lebens liegt, hat die Brust voll Wünsche, sieht alle zerschlagen und vergangen wie Blumen im Rauhreif, weiß sich nicht zu helfen und soll dann sprechen: Gott, ich preise

dich für alles, was ich erlebt habe, ich bin daheim bei dir, du hast alles wohlgemacht; ich denke auch meiner Feinde, die in blinder Wut doch nur deine Sache vollbringen durften, und ich bin reich und gesegnet gerade durch die schwersten Lebensanfechtungen, ist das nicht höchstes Heldentum ohne eigene Kraft?

Wird das nicht vielen so schwer erscheinen, daß sie sagen: Das sind Halluzinationen eines Sterbenden, eines verdurstenden Wanderers in der Wüste, der sich an den Rand einer Oase versetzt glaubt? Und doch nichts Geringeres erwartet Jesus, wenn er sagt: Selig sind die Leidtragenden, die Verfolgten, die Armen, die ihre Armut in Reichtum, ihre Sünde in Gerechtigkeit, ihre Verfolgung in Belohnung umdenken lernten. Aber das ist klar, daß jeder Versuch, auch nur so zu denken, allein durch höchste, sittliche Energie zustande kommen kann, daß eine Buße, die nur an den Fehlern zerrt, um sie herauszureißen, ein Kinderspiel ist gegen die Selbstverleugnung, die mit dem Umdenken gefordert wird. Hier gilt es wirklich, das ganze Leben umzuwälzen und mit dem Willen den allerschwersten Kampf zu beginnen. Wie ist doch auch der sogenannte sittlich schwache Wille ein so riesenstarker Gegner, wenn er anders wollen soll. Wie will er immer wieder Glück gewinnen, wie strebt er nach Ehre, nach Leben, nach Macht, nach äußerlicher Vollkommenheit, so wie er sie denkt, mit vollem Erfolg gekrönt! Und nun soll er gegen seine Natur an-

gehen, sich völlig aufgeben und anders anfangen! O glaubt, ich sah nur wenige das Ziel erreichen, ja, nur wenige wagten auch nur den Anfang zu machen mit dieser großen Lebensbuße. Denn wahrlich, mit Träumen ist hier nichts geschafft, sondern nur mit tiefen, klaren, festen Gedanken, oder, wie es die Schrift so treffend nennt, mit Glauben, der nur darum so in Mißkredit kommen konnte, weil er sich vor lauter Angst wegen der Selbstverleugnung hinter das kalte Erkennen und den toten Buchstaben verkroch. Wäre der Glaube immer das der Welt gewesen, was er sein soll, nämlich das unentwegte, vertrauensvolle Mitgehen mit Gott auch durch die Finsternis, das selige Wagen, das wunderbare Bild der Welt zur Ehre Gottes zu deuten, wie auch die Hölle schreit und der Todesabgrund klafft, man hätte ihn nie in den Winkel gedrängt. Der Segen der Religion wäre von den Menschen nie in Frage gestellt worden.

Und nur mit dieser tieferen Glaubensauffassung wird es verständlich, wie der Glaube unsere volle Rechtfertigung und Gerechtigkeit sein kann. Ja, dann brauche ich nur zu glauben und nicht außerdem mich zu bemühen, daß ich mein Wesen vorteilhaft verändere, und etwas sozial zu wirken, damit die Welt etwas von mir hat. Solche Richtigstellung der Weltanschauung, solche Anpassung an Jesus muß die Früchte zuwege bringen, die wir bei dem Heiland der Welt wahrnehmen, und die sämtlich Gehorsamsfrüchte sind, von denen wir auch schon gesprochen haben.

Das Ziel der Versöhnung.

Und es bleibt auch die Hauptaufgabe für das ganze Leben, sich immer wieder versöhnen zu lassen. Alle anderen Pflichten sind untergeordneter, vergänglicher Natur. Wie weit muß ein Christ kommen? hat man oft gefragt. Unbedingt ist für alle das Ziel der Vollkommenheit gesteckt. Mit Paulus zu reden, ist das Ende, daß unser Geist ganz, samt Seele und Leib, auf den Tag Christi unsträflich müsse bewahrt werden und wir durch und durch geheiligt werden. Aber der dauernde Weg dazu ist Christus, der Versöhnungsmann. Sicher ist, daß wir hier das Ziel nicht erreichen, möglich, daß die Heiligung ein ewiges, unerreichbares Ziel ist und wir nie auswachsen, um nie zu vergehen. Und nun ist das Höchste, was wir hier erlangen können und sollen, daß wir uns nie von dem Versöhnungswege herunterdrängen lassen. Die Christen sind vollkommene Leute, die Versöhnungsstandhaftigkeit halten, wo sie auch sonst ihren äußeren und sittlichen Stand haben mögen. Wollen wir denn nicht die Leute künftig nur nach diesem Maßstab messen, wollen wir nicht wenigstens ihr Christentum danach beurteilen und ihren wahren Wert? Ich habe ja nichts dagegen, daß man von Bürgern eines Staatswesens bestimmte Erwartungen hegt und nur an gewisse Qualitäten Rechte knüpft. Ein Gemeinwesen kann gar nicht anders handeln. Wer

in ihm etwas sein will, muß sich den Ordnungen fügen, und wer's nicht hat, muß dazu angehalten werden. Ich habe auch nichts dagegen, daß man an Pfarrer, Lehrer, Beamte, Kaufleute usw. ganz bestimmte Anforderungen stellt. Von Standesregeln darf sich niemand ausschließen, und wäre er noch so unmündigen Geistes. Wer nicht mit kann, gehört nicht hinein. Ich gebe auch zu, daß die Kirche, die eigentlich Geistesanstalt sein soll, doch vermöge der Korporationsbeschaffenheit nicht die Leute gehen lassen kann und wenigstens eine gewisse Einheit äußerlich darzustellen suchen muß. Aber, wer Christen suchen will, der sehe auf nichts anderes als auf die Versöhnungslust. Und ob der Mensch ein Säufer und Ehebrecher ist, ob er lügt oder stiehlt, das Christentum hat nicht bloß seinen Anfang in der Krippe gehabt, sondern ist und wird auch geboren in Zöllner- und Sünderherzen. Wir müssen uns drin finden, wenn es auch sauer genug werden wird, daß kein Schmutz so groß, keine Seele so gemein ist, daß da nicht Ackerboden für Christus und seine Botschaft gefunden werden könnte. Ja, wir dürfen nach der Erfahrung annehmen, daß hier gewöhnlich das Versöhnungsbedürfnis größer ist als da, wo der Zwiespalt noch nicht so zum Bewußtsein kommen konnte, weil der Abstand vom Ideal wenig empfunden wurde. Denn, wer in der Mitte läuft und überall Menschen findet, die ihm gleichen, vermißt an sich nicht so schnell, was noch fehlt, während, wer zurückbleibt und deshalb

gestoßen und geschlagen wird, viel leichter sein Nichts spürt und einen Ausgleich sucht. Und wo nun ein Mensch anfängt zu suchen, zu hungern und zu dürsten, wo er ein Wort der Hoffnung aufsaugt mit verschmachtenden Lippen, und hätte er's auch zur Hälfte falsch verstanden, da beginnt die Versöhnung.

Bekenntnisse eines versöhnten Menschen.

Aber dann muß er doch entschieden sich abkehren und allem sündigen Wesen entsagen? Was dann geschehen muß, können wir gar nicht bestimmen. Wohl mag es Menschen geben, die dann ein Ruck für immer von irgend einer häßlichen Macht losreißt. Ich glaube, daß das Wort Jesu an die Ehebrecherin: „Sündige hinfort nicht mehr," ihr den Ehebruch ein für allemal verleidet hat, obwohl sie innere Kämpfe deswegen noch reichlich hat durchkosten müssen. Und ich glaube, daß es Gemeinschaften von solcher inneren Kraft gibt, daß sie einen gefallenen Menschen in kurzer Zeit gesellschaftsfähig, und zwar im besten Sinne, vermittelst religiöser Beeinflussung machen können. Daß dieser Erfolg bei jedem Christen zutage kommen müßte, ist nicht gesagt und ist auch nicht die Hauptsache. Erstlich hat nicht jeder die Möglichkeit, Menschen zu finden, die solchen Einfluß auf ihn gewinnen, sodann sind auch nicht alle Menschen von gleicher Reaktionsfähigkeit, wenn sie zur Umkehr gerufen werden. Mancher zerarbeitet sich vergeblich, er ringt und ringt und strauchelt doch immer wieder. Und hier ist die Klippe, wo wir so leicht an ihm irre werden.

Wir dringen immer auf ihn ein, werfen ihm vor, er bete und wache nicht genug, sonst müßte es anders werden, und er versucht und schafft es nicht, verbittert sich und verzweifelt.

Allein richtig ist es, den Menschen mit seinem Zustand zu versöhnen und ihn aufzufordern, den Segen zu suchen, den Gott in dieser verzweifelten Lage ihm zugedacht hat. Und geht er darauf ein, nimmt er seine Ketten mit neuem Mute auf, schleppt er sie in der Hoffnung weiter, daß Gott auch so ihm noch helfen könne, wenn nicht von seinen Fehlern, so doch durch seine Fehler, und daß er dankbar sein wolle, wenn ihm nur die Bescheidenheit gesteigert, die Wahrheit gezeigt würde, und müßte er auch noch lange oder gar dauernd ein von der Welt Geächteter und Verstoßener bleiben, dann müssen wir auch solchen Menschen als Vollchristen nehmen, denn er hat die Versöhnung angenommen, und das ist doch das Höchste, was einer hier gewinnen kann. Das Höchste? Ja, es gibt keine größere Vollkommenheit als die, sich immer wieder versöhnen zu lassen.

Haltet das nicht für so einfach! Das geht nicht nach bestimmter Schablone, etwa so, daß man an jedem Wochenschluß sich Generalablaß für seine Fehler erbittet, sondern das Leben ist mannigfach und nimmt Fortgänge, die man gar nicht im voraus berechnen kann. Die erste Versöhnung bringt neue Enttäuschung: man hatte anderes danach gehofft und erwartet, eine größere

Entbindung sittlicher Kräfte, eine größere Belohnung für rechtschaffenes Streben als nachher eintritt. Wieder kommen die Versöhnungsversuche, und um so schwerer sind sie, je reiner und selbstloser unsere Hoffnungen waren, und je höher die Glaubensschwingen uns getragen hatten. Es wird nicht leichter, etwa durch süße, angenehme Gewohnheit sich zu erleichtern und mit seinem Leben und seiner Wirksamkeit zufriedenzugeben, sondern von Fall zu Fall schwerer. Man beherrscht immer mühseliger seine Ungeduld. Je länger es gedauert hat, um so mehr will man sehen. Ihr werdet Tage des Menschensohnes begehren zu sehen, meint Jesus, und sie nicht sehen. Wer aber beharret bis ans Ende, der wird selig. Das ist die Vollendung, sich doch nicht mürbe machen zu lassen, immer wieder in neuer und größerer Kraft aufzuleben. Immer begraben und immer wieder auferweckt werden, immer absterben und immer auferstehn, ganz gleich, wie viel oder wie wenig Erfolg an den Tag kommt, dabei allein gedeihen wir, und das muß unsere Hauptsorge sein, daß wir uns dazu dauernd willig finden. Es steht der Engel der Versöhnung an der Wiege des Christenlebens, und wir wollen dankbar sein, wenn er einst am Sterbelager noch da ist und uns segnend die Hand aufs müde Haupt legt. Dann haben wir alles getan, was wir konnten. Der Glaube, der aus allen Gräbern stets neu erstehende Glaube, das ist unsere Gerechtigkeit.

Das ist wohl recht, heißt es leicht, daß wir

nicht mehr tun können, aber sieht das nicht so aus, als ob zu wenig dabei herauskäme, ist das nicht zu gering, immer enttäuscht zu werden und immer wieder von vorn anzufangen mit Hoffen und Glauben? Aber der Lohn ist ja groß, schon auf Erden groß! Haben wir's uns nicht schon vor die Seele gestellt, wie aus all der Not als Frucht immer tiefer reichende Selbsterkenntnis, immer volleres Wahrheitslicht, immer reichere Liebeserfahrung und stets größer wiederkehrende Gnade, größere Unabhängigkeit und Freiheit Menschen gegenüber, mehr Liebe und Geduld mit Schwachen und Feinden und andere Güter hervorgeholt werden, ohne daß wir uns darum bemühen? Ist denn das nichts? Was will man mehr? Eine geläuterte, gereinigte, vertiefte, Gott immer mehr anvertraute Seele ist doch das Höchste, was man erwerben kann! Alles andere bleibt hier. Und wenn wir etwas in eine andere Welt hineinnehmen können, so ist es doch nichts als eben dies, und wenn etwas dauernd in dieser Welt nachwirken kann, so sind es nicht Worte, noch Heldentaten, sondern geadelter Glaubens- und Liebesgeist, ein aus aller Selbstsucht aufgescheuchtes Gemüt. Das gräbt sich unverlierbar in das Gewissen der Menschheit ein, wie man bei allen wahrhaft religiösen Menschen sehen kann. Ich begehre nichts weiter als diese Erlösung, als Bleiben in der Versöhnung oder, wie es die Schrift so innig ausdrückt: Bleiben in Christus. Hier ist bei täglicher Lebensänderung, bei andauerndem Kampf, bei

Siegen und Straucheln wunderbarer Friede im Herzen, das tröstliche Bewußtsein, daß man nur gute Gabe, nur Gerechtigkeit von oben erhält.

Bekenntnisse eines versöhnten Menschen.

Das Gebet und die Versöhnung.

Das hat seinen Einfluß selbstverständlich auch auf die originalste religiöse Lebensäußerung, auf das Gebet. Es ist doch mehr als auffällig, daß der Versöhnungsgedanke im Gebetsleben gerade jetzt eine sehr untergeordnete Stelle einnimmt. Wird doch das Gebet am meisten dazu benutzt, die gottgewollte Versöhnung zu stören und zu verhindern. Nirgends wird bekanntlich mehr Eigensinn in die Weltenräume hinausgeschleudert als mit dem Gebet. Es ist, als höben sich die Menschen alle sonst unterdrückte Widersetzlichkeit für das Gebet auf. Sie wollen sich das Leben, wie es ist, nicht gefallen lassen. Mit eigner Machtvollkommenheit ist's aber nicht zu erlangen. Die Weltfesseln sind doch zu schwer und drückend. So wird das Gottesbündnis gesucht, um frei zu werden und das Leben aus dem Naturzusammenhang herauszureißen. Es läßt sich denken, daß infolgedessen aus dem Gebet schrecklich wenig Segen oder gar nur etwas flüchtige Weihestimmung gewonnen wird. Gott hätte ja meistens nur den Segenstisch abzurücken bei den Gebeten seiner Kinder, er müßte oft eine ganz herrliche Saat verdorren und Dornen auf dem Acker wachsen lassen, wenn er nach uns sich

richten wollte. Also schweigt er in einer Konsequenz, für die wir ihm oft viel zu wenig dankbar sind, und daß man sich wundern muß, weshalb nicht noch viel mehr Leute das Gebet ganz weggeworfen haben. Die Macht der Sitte und des Aberglaubens läßt aber so leicht nichts sterben, weder das Gute, noch das Böse. Immerhin hat das Gebet einen gewaltigen Stoß bekommen, von dem es sich so schnell gar nicht erholen wird, zumal auch der Einblick in den sogenannten unverbrüchlichen Naturzusammenhang, wo ein Eingreifen Gottes geradezu vom Übel zu sein scheint, vielen das Gebet als überflüssige Sache, wenn nicht gar als kindische Unvernunft erscheinen läßt. Heute gilt nicht bloß das Plappern, sondern der andächtigste Herzensstoßseufzer als elende Heuchelei, deren sich kein Wissender schuldig machen sollte.

Ich glaube, daß wir dieser Mißachtung des Gebets nur von der Seite der Versöhnung mit Gott her beikommen können. Über allem Beten, welchen Namen es tragen, welcher Klasse es angehören möge, muß mit Riesenschrift der Leitsatz stehen: Gottes Sinnen und Trachten ist, der Welt und seinen Kindern gute Gaben zu geben, und er weiß, ohne daß wir beten, was wir brauchen, und gibt aus freiem Herzen Besseres, als wir je erbitten können. Das können wir uns gar nicht tief genug ins Herz hineinbeten. Das muß der Kern aller Bitt-, Dank- und Bußgebete werden. Es ist eine Gottes unwürdige Vorstellung, daß Gott erst um Gaben angegangen sein wolle

und, wenn das fehle, sie der Welt vorenthalte. Gottes Segen ist kein Springbrunnen, der nur Wasser geben darf, wenn er ordnungsgemäß bestellt ist, sondern ein ewig quellender, immer stärker sich ergießender Lebensstrom, der rauscht und segnet, und wenn niemand darauf achtet.

Und die allererste Aufgabe betender Seelen ist, zu bitten, daß dieser dauernd gehende Segensstrom Gottes ihnen zum Bewußtsein komme. Da gilt's, viel Zorn und Entrüstung wegzubeten, Berge von Widerwilligkeit ins Meer zu senken und das enge Herz zu weiten für Überfülle von Gottesreichtümern. Jedes Erlebnis, jeder Schmerz, jede Freude, jedes Lebens- oder Sterbensgefühl, Lachen und Weinen, Arbeit und Stille, alles enthält ja tiefe Gottesgeheimnisse, die wie Fragen an uns vorüberziehen: Willst du nicht näher treten und von mir dich segnen lassen? Schon für diese aufnehmende Arbeit verstehe ich des Apostels Wort: Betet ohne Unterlaß. Wie vieles geht dahin, und ich achte nicht darauf, und ehe ich's recht gewahr werde, sinken Zentnerlasten von Gold ungehoben in die Tiefe. Wie reich könnte ich sein, wenn ich jeden Gruß Gottes verstünde, wenn jeder Feind, jedes Unrecht, das ich tue, jeder gute und böse Gedanke im Herzen nach dem alles versöhnenden Heil befragt würde! Ja, der Segen kommt, ohne daß wir beten, und größerer Segen kommt, als wir betend erdenken können, aber ihn zu fassen, zu verstehen, dazu haben wir das Bittgebet dauernd nötig.

Und doch gestehe ich gern, daß meine Bittgebete noch weiter reichen. Ich möchte doch manches haben, was mir nicht gegeben ward, selbst irdische Güter, die nicht auf meiner Bahn einfach daliegen, so daß ich sie nur aufzuheben brauchte. Es sind diese Gebete auch nicht zufällig aufsteigende Wünsche, sondern heiße, schwere Anliegen, die mir als Bedürfnisse erster Klasse erscheinen. Ist das nicht ein völliger Widerspruch zu jener Versöhnungslehre, nach der man doch in jedem Augenblick und aus jeder Stunde, von welcher Farbe sie auch leuchte, das denkbar Höchste und Beste von Gott erlangt, also nichts zu wünschen braucht, vielleicht nichts wünschen darf? Das habe ich mir auch gesagt. Das hat aber diese Art der Gebete nicht zum Schweigen gebracht. Sie leben immer wieder auf, trotzdem das System sie unerbittlich totschlagen möchte. Sind's nur Erinnerungen aus der Kinderstube, die unbewußt großen Einfluß auf das Mannesgemüt üben? Oft genug lehrt auch die Erfahrung, daß es wirklich vergebliche Erwartungen sind, und mit Schmerzen werden sie zu Grabe getragen, aber merkwürdig, sie sind sehr auferstehungslustig, und jede Wolke, jeder Hunger kann sie unversehrt wieder hervorholen. Dann kommen Zeiten, wo sie mit wunderbarem Erfolg gekrönt werden, und wo das Herz in der Gewißheit lebt: Das dankst du nur deinem Gebet! Gibt's am Ende doch Ausnahmen, und hat Gott besondere Winkel, wo er besondere Gaben liegen

hat, seine Kinder damit zu belohnen, damit sie gerne beten?

Bekenntnisse eines versöhnten Menschen.

Ich glaube nicht, daß man es sich so zu denken hat. Wir leben vielmehr in ihm und er in uns, und die Welt ist eine Schöpfung lebendiger, wachsender Kräfte und Körper, wie ein Baum, dem jährlich neue Ringe zugefügt werden. Die Natur wächst und vervollkommnet sich. Dazu müssen Lebensströme entbunden werden. Und die Lebenswünsche, welche jene Brunnen entdecken und aufgraben, sind die Bittrufe solcher, die eine bessere Welt wachsen sehen möchten und dazu neue, noch nicht vorhandene Kräfte wecken müssen. Z. B. waren die Prophetenseufzer die Schöpfungsanlässe und -anfänge für den neuen Bund. Denn, wenn ihn die Menschen verstehen und erfassen sollten, dann mußten erst die Wünsche das Herz durchzittern, ehe die Erfüllung kommen konnte. So waren die Gebete das notwendige Werkzeug, dessen sich Gott bedienen mußte, um seine Absicht durchzuführen. Meine Gebete sind also nicht bloß begleitende, tröstliche Gedanken über Gottes Tun, sondern sind sozusagen auch Lebenssprossen und -vermittler, mit deren Hilfe Gott sein Schöpferwerk still und verborgen dem großen, fernen Ziel zuführt.

Oft wird es auch so liegen, daß nicht Fortschritte der bestehenden Welt, sondern namentlich auch Bewegung der vorhandenen Lebens- und Naturmächte zum Ausbau des geistleiblichen Schöpfungsmaterials und zur Verherrlichung der

eben offenbarten Schöpfungsgedanken durch das Gebet erfolgen soll. So zeigen beinahe alle großen, religiösen Persönlichkeiten, daß sie durch die Macht des Gebets nicht bloß zu den Menschenherzen Zugang haben, daß sie sich ihnen öffnen müssen wie durch magischen Zwang, sondern daß ihre Willensausflüsse selbst im äußeren Naturleben und oft ohne Raum und Zeitgrenze fühlbar werden. Es sind die unmittelbar in Gott, dem Lebensquell, ruhenden Seelen, die beständig mit ihm fühlen und Gottes Taten betend als ihre eigenen miterleben.

So ist dieses ganz selbständig scheinende Beten, von dem wir eben sprachen, doch schließlich nichts anderes als ein völliges Sichhingeben in den Willen Gottes und ein Warten auf die besten Gaben Gottes. Nur, daß der Nehmer selbst berufen wird, als Gottes Bote zu wirken. Das kann er aber nur, wenn er sein Ich ganz aufgibt, und Gott sich ganz seiner Person bemächtigt, um dann als Gott in Menschengestalt seine Werke auszurichten. So erscheinen die Wunder Jesu als sein Selbstwerk, als hätte er freie Verfügung, mit Gottes Kräften zu schalten, ohne zu fragen und zu bitten, und sind doch in Wahrheit ganz Gottes Sache. Gott handelt durch ihn, und sein Geist hat das Steuer des Jesuslebens so in der Hand, daß der eigene Sinn Christi ganz ausgeschaltet erscheint. —

Was ist nun bei diesem Gebetsverständnis die Bedeutung des Bußgebets? Wir haben vielfach

auch in unseren Agenden die Bitte, daß Gott uns diese oder jene Sünde vergeben wolle. Meist denken wir dabei an etwas, was unser Zusammenleben hindert oder gegen unsere bürgerliche Ehre geht. So ernst und aus der Tiefe dringend solch ein Beicht- oder Bußgebet sein kann, so sind doch das nicht die eigentlichen Sünden, die uns drücken sollen. Nach Jesus ist die schlimmste Sünde der Unglaube gegen ihn, und er sagt: Der heilige Geist wird die Welt strafen um die Sünde, daß sie nicht glauben an mich. Wer sich nicht in die Versöhnung Christi hineinziehen läßt, wer nicht merkt, daß die Welt eine Stätte für den Frieden sein soll, wer sich nur an ihr stößt und reibt, ohne sie zu verstehen, hat Gott die Tür zugeschlossen, begeht die Sünde gegen den heiligen Geist, die Jesus so merkwürdig schwer rechnet. Und doch, muß er nicht so denken? Wenn Glaube an Gott das Herrlichste ist, muß dann der Unglaube nicht das Schrecklichste sein? Die, welche die Güte nicht sehen, obwohl sie in jeder Lebensregung der Natur sich offenbart, und wir förmlich drauf gestoßen werden, wollen sie nicht sehen, sind vergrollte und verbitterte Leute, die mit Gott und ihrem Schicksal hadern und sich nicht versöhnen lassen mögen. Darauf steht das vollkommene Unglück, die Unmöglichkeit, das Leben dabei gut zu finden. Die armen Menschen können machen, was sie wollen. Sie haben ein förmliches Geschick, an allen Haken und Fallen sich zu stoßen, bluten aus immer neuen Wunden, und wenn der

Arzt, der Versöhner kommt, weisen sie ihn zurück, und damit zertreten sie, was ihnen helfen konnte.

Hier hat unser Bußgebet einzusetzen, wenn es auch der Welt lächerlich erscheint und sie starr vor Entsetzen ausruft: Was? um solche Dinge grämt ihr euch? Für uns fängt der Schrecken erst beim Dieb, Mörder und Meineidigen an! — Unser Lebensglück, unser Friede, unsere Besserung hängt allein an der Versöhnung. Darum vergib, Vater, daß wir uns so schwer entschließen, uns versöhnen zu lassen, und daß wir so schnell den Frieden verlieren, so wenig unseres Mittlers würdig sind. Hier ist unsere Schuld, durch die alles Unheil gestiftet wird. Vergib, daß wir Übertretungen der Gebote immer noch über die Unlust zum Glauben stellen! — Dann erst wird der Dank auf die Lippen treten und namentlich für das Licht, was uns in Verderbensnächten durch die Gnade und Vergebung Gottes angezündet ist.

Fördert solch Versöhnungsleben den äußeren Lebensberuf?

Wir haben bisher das Leben der Versöhnung nach seinem Gewinn für das Innenleben, ganz abgesehen von der besonderen äußeren Betätigung des einzelnen, betrachtet. Es wird vielen wichtig sein, zu wissen, wie sich unter solcher Weltanschauung das Berufsleben gestalten werde, das doch anscheinend unter ganz anderen Ge-

sichtspunkten steht. Ich könnte mir denken, daß einer nach dem Gesagten urteilen möchte: Das ist ein rechtes Pastorenleben, was da geschildert ist, oder ein ganz von religiösen Dingen hingenommenes Dasein, was sich um die äußere Welt nicht kümmert oder nicht zu kümmern braucht, und wo jede äußere Arbeit als etwas Ablenkendes, Gemütverwirrendes empfunden oder als Nebensache behandelt wird, der man sich leider nicht entziehen könne, weil man doch eben leben muß, und Kleidung und Nahrung Geld kosten, das ohne Arbeit niemandem in den Schoß fällt, falls er nicht bettelt oder stiehlt. Das sind die alten Vorwürfe, die der Religion immer wieder gemacht worden sind und, wir müssen sagen, nicht ganz mit Unrecht. Sie selbst hat oft genug den Anspruch erhoben, daß ihr mehr Beachtung geschenkt werden müsse als der Arbeit, und unzählige Leute sind durch sie und ihre Feiertage faul und arbeitsunlustig geworden. Aber das ist ja nicht eigentlich die Religion selbst gewesen, sondern der Religionskultus, der Stunden und Tage forderte, und zwar um so mehr, je mehr Rankenwerk der Symbolik daran geknüpft wurde; aber die echte Religion hat ja nichts Äußerliches an sich, ist ja die reine Gedankenwelt, die tatsächlich so wenig Raum und Zeit beansprucht wie etwa die Sorgen, die neben aller Arbeit hergehen können, ohne daß einmal die Hand ruht und das Auge von der Arbeit aufsieht. Es fragt sich aber, ob unsere sogenannten Versöhnungs-

gedanken nicht im Widerspruch zur Arbeit stehen und sie lähmen, wie Sorge oder Leid oft die gefürchtetsten Arbeitsstörer sind.

Unser Arbeitsleben ruhe doch, meint man, auf dem Ernährungs- und Tätigkeitstriebe. Es sei das Gesunde, wenn jemand aus Hunger Arbeit suche, und daß er dann eine Arbeit erlange, die seinen natürlichen Trieben entspreche, so daß er mit voller Lust der Tätigkeit sich hingebe und nachher den verdienten Lohn einheimsen könne. Dabei werde dann die Arbeit eine Welt für sich, die alle Kräfte des Menschen anspanne und erziehe, und der Erfolg in Form von Kulturwerten, die des Menschen Selbstgefühl erhöhen und seinen Besitz und die persönliche Sicherheit vermehren, treibe und sporne dann wieder zu größeren Kraftanstrengungen an. Das alles aber werde durch religiöse Gedanken, die zur Versöhnung mit der Gegenwart und mit geringen Erfolgen, ja mit einem Lebensbankrott auffordern, nicht gefördert, sondern eher aufgehalten. Leute, die sich in Armut schicken könnten, würden nie etwas leisten, weil sie zu wenig Erwerbssinn und darum zu gering entwickelten Tätigkeitstrieb besäßen.

Wir wollen erst einmal feststellen, daß das heutige Arbeitsleben durchaus nicht auf der Höhe steht, wie so oft gerühmt wird, obwohl es von der Religion gar nicht oder äußerst spärlich beeinflußt wird. Vielmehr ist es so unideal wie nur möglich. Ja, es ist ein Hasten und Treiben, aber wer fühlt sich wohl in der Arbeit, wem genügt der

Lohn? Der Erwerbssinn ist so groß, daß er gewissenlos geworden ist und nach Recht und Unrecht selten genug fragt, und die Arbeit steht den meisten bis obenan. Sie ist ein Tyrann, eine Tretmühle geworden, aus der die Menschen je eher, je lieber wegliefen. Aber, was hilft's, man muß doch mit, und so hetzen Ehrgeiz und Habsucht den Menschen fast zu Tode, wenn nicht etwa der plötzliche Zusammenbruch eines begonnenen Glücksturmes dem Unternehmer schon vorher allen Lebensmut für immer raubt. Denn, was hat man vom Leben, wenn man sich gequält hat und mit leerer Tasche dasteht?

O, lehrt mich die Menschen kennen, die da glauben, Religion mache sie unfähig zur rechten Arbeit! Freilich, zu solchen Arbeitsphilistern kann sich der Versöhnungsglaube nicht setzen. Die hindert er auf Schritt und Tritt, denen hält er die Gemeinheit und Niedrigkeit alle Tage vor. Wenn er sie doch hinderte und von ihrer ganz erbärmlichen Berufsanschauung erlöste!

Ein Hauptfehler wird meist schon in der Berufswahl damit begangen, daß man fragt, was ein Beruf einbringt, und welche Stellung man dadurch in der Welt einnimmt. Wo viel Geld und Ehre zu holen ist, drängt sich alles hin, wird alles hingedrängt. Nur immer heraufsteigen! Der Arbeiter spricht: Mein Junge soll es einmal besser haben als ich, der Lehrer möchte seinen Sohn in der Pfarre sitzen sehen, der Kleinkaufmann will Vater eines Exporteurs werden, der Amts-

richter möchte seinen Sprößling an den Ministersessel schieben. Und die nicht mitkönnen, schauen mit Neid auf die glücklichen Besitzenden, deren Kindern die Welt offen steht. Und die Töchter der Pastoren denken nicht daran, Diakonissen zu werden, weil dabei nicht so viel zu erwerben und so viel und schwer zu arbeiten sei.

Aber ist das nicht ganz berechtigt, daß man vorwärtsstrebt und seine Kinder zu größerer Arbeit, zu lohnenderem Verdienst zu führen sucht? Ja, das ist gewiß sehr berechtigt, nämlich für alle, welche die Gabe dazu haben, in einem Berufe etwas zu leisten. Möchte allen Begabten der Weg zu der ihnen passenden Arbeit geebnet werden, und wenn man ein Arbeiterkind auf die höchste Stufe heben sollte! Aber zeigt nicht die Erfahrung, daß noch nicht ein Zehntel aller Berufsleute den an sie gestellten Anforderungen voll Genüge tut? Ist's nicht wahr, daß die meisten sogenannten Kräfte Handwerker sind, und Handwerker als verdrossene Tagelöhner herumstehen, daß ein großer Teil der Erzieher nur grammatische Formen einpaukt und den Verstand dressiert, daß Kaufleute fallieren, weil ihre Kenntnisse gerade nur für eine Buchhalterstelle ausreichten? Zu wieviel Geistlichen wollen die Leute nicht in die Kirche gehen, weil ihnen die Predigt nichts bietet als Bibelsprüche oder mühselig disponierte Auslegungen alter Geschichten, ohne daß dieselben als moderne Lebensfragen vor sie hingestellt werden! Anstatt sich nun zu sagen: Das ist der Fluch des Brotstudiums,

du hättest klüger getan, Offizier oder Schauspieler, Bäcker oder Schneider zu werden, wird gescholten über die gottlose Welt, die nicht mehr in die Kirche kommen will. Laßt nur wieder die rechten Leute auf euren Kanzeln stehen, ich sage euch, sie werden die Kirchen füllen bis auf den letzten Platz. Und so ist's überall. Nur ein Teil der Menschen steht auf der rechten Stelle. Die meisten sind durch niedere Triebe meist dahin gerückt, wo sie geradezu versauern und verderben müssen und ihrer Umgebung nur Last machen, anstatt ihr zu dienen, wie es doch sein sollte.

Wenn einer hier das Signal zum Plätzewechseln geben kann, so ist das nur der tiefgefaßte Versöhnungsglaube. Nur damit ist die Bescheidenheit zu erlangen, die es vertragen kann, an die Stelle zu kommen, die ihr der Gabe nach von Gott bestimmt ist. Der wahrhaft Religiöse ist so weit frei vom äußeren Leben, daß ihm sein Platz nicht das Wichtigste ist, und Geldverdienst und Ehre ihm nicht obenan stehen. Er versucht auch zu werden, was er werden kann, und weiß, daß Gott ihn gerade dahin stellen wird, wo er zusagendes und passendes Wirken findet, aber er hält sich nicht berechtigt, einen bestimmten standes- und familiengemäßen Beruf für sich oder seine Kinder zu fordern. Er weiß, daß es auch hier nicht am Rennen und Laufen, um zum Ziel zu kommen, liegt. Er kennt drum die Rolle des Neiders oder des Zurückgesetzten nicht.

Meint ihr nicht, wenn diese Gotteswahr-

heiten sich in die Seele grüben, daß es schon darum anders in der Welt würde, weil viele nicht mehr so unfähig und verdrossen wären, die es bloß darum sind, weil der aus Eitelkeit und Gewinnsucht gewählte Beruf sie erdrückte oder leer ließ? Das wäre ein Kulturfortschritt von ganz gewaltiger Bedeutung!

Und nun nehmt jene Dinge, die wie ein Wurm an der Seele der Berufsleute nagen, die Kriecherei vor den Vorgesetzten, das Prahlen mit dem Können, das Sichzufriedengeben mit äußerlicher Pflichterfüllung, das Haschen nach Anerkennung, während sie noch nicht einmal tun, was sie schuldig sind, die Empfindlichkeit, wenn einer ihnen zu nahe tritt und ihnen einmal derbe die Wahrheit sagt, das ungeduldige Warten und Verdrießlichwerden, wenn die Arbeit Kopfzerbrechen fordert und doch immer Stückwerk bleibt, das Heruntersteigenmüssen oder Übersprungenwerden, wenn es hieß: Freund, rücke hinab! Wer ist dagegen gefeit? Doch nur der, der seinen Halt nicht auf der Erde hat, sondern in Gott wurzelt, in dem Bewußtsein lebt, daß Gott in allen Lagen die Seele trägt, weiht und reinigt, daß er sich aber auch nur offenbart, wenn man von der Oberfläche in den Grund zu dringen sucht, und daß alle die Anfechtungen und Enttäuschungen nie wirklich schaden, nur helfen können, und daß Nichterfolge dazu da sind, einen mehr in die Tiefe zu treiben, also als Sprossen zum Aufsteigen angesehen werden müssen, daß alle Menschen und auch

unsere Feinde Werkzeuge in Gottes Hand sind, unsere körperlichen, geistigen und geistlichen Kräfte zu steigern.

Und wie ist dann, wenn diese Nebensorgen uns nicht mehr so drücken, die Schwierigkeiten, weil man nur hoffend auf sie blicken kann, uns nicht schrecken, ein immer froheres, freieres Gehen möglich ohne die leidige Menschenfurcht, und wie kann dann volle Konzentration sich einstellen! Ja, dann wird man seiner Aufgabe gerecht werden, wenn man sie ohne Ehrsucht, ohne Verlustfurcht, ohne Empfindlichkeit und Ungeduld und mit Warten auf den früher oder später sicher zutage tretenden äußeren oder inneren Gottesreichtum treiben darf. Und das tut der Religion keinen Abbruch. Im Gegenteil, das bereichert sie. Denn die Erfahrungen des Gemüts entsprechen völlig denen, die bei der durch Arbeit untertan zu machenden Natur gefunden werden. Man kann jeden frommen Spruch in der Arbeit bestätigt finden. Vielleicht stammt er sogar aus der Arbeit, wie die Gleichnisse des Herrn.

Die Gesetze des Glaubens sind die Gesetze der Natur und der Körper, und die Erfahrungen aus dem Arbeitsleben wirken stets befruchtend zurück auf die des Gemüts und bilden mit ihnen den geistigen, alles bewegenden Hintergrund des Menschenlebens. Beten und Arbeiten sind eigentlich dieselben Sachen nur auf verschiedenen Gebieten. Durch Beten lernt man anhaltend arbeiten und durch Arbeit anhaltend beten, und Gott ist

das Resultat beider. Auch bei der Bergmannsarbeit des äußeren Schaffens gewinnt man nicht bloß Erdfrucht, Gold, Silber, Maschinen, Kenntnisse, sondern vor allen Dingen Gott, d. h. man stößt auf tiefe, geheimnisvolle Vorgänge und Gesetze, die uns die Welt erschließen, wenn wir ehrfürchtig herantreten und uns gewissenhaft nach ihnen richten, und stets auf eine heilige, tiefe Liebe, welche uns erzieht, schließen lassen. Arbeitet wahrhaft, und ihr werdet stets Gott finden, aber nur, wenn ihr mit religiösen Gedanken und Versöhnungsdrang kommt und alle gemeine Arbeitsart draußen laßt. Zum Arbeiten bedarf es ernster, selbstvergessener, also religiöser Leute.

Von solchem Glauben aus wird auch echte Liebesarbeit gelernt und gefördert. Selbstsucht sorgt nur für sich, für andere nur so weit, als es das eigene Interesse erfordert. Das wird stets nur gebrochene Stellung geben. Hier gibt's bloß halbe Arbeit. Das Wertvolle, Höchste unterbleibt aus Angst, zu kurz zu kommen. So bleibt die Wahrheit dicht hinter den Lippen aus Bangigkeit vor etwaigen Folgen, die Kunst im Pinsel um der Kritik willen, die sich das Neue zum Ziel für die Durchschlagskraft ihres Witzes setzen könnte, so bleibt eine Erfindung, die allen zugute kommen sollte, durch den Geiz des Erfinders zwanzig oder mehr Jahre lang der Masse der Menschheit unzugänglich, so treibt die Habsucht der Bodenbesitzer die Wohnungskosten so in die Höhe, daß die meisten Leute in den Städten lebenslang in

zu engen und darum ungesunden Räumen wohnen müssen. Hinterher kann's dann doch noch kommen, daß solche Menschenhasser in den Ruf der Wohltätigkeit und Gottseligkeit gelangen und mit Denkmälern heilig gesprochen werden. Und wie viele werden sagen: Man kann's ihnen nicht verdenken. Jeder ist sich selbst der Nächste.

Gern glaube ich, daß man von solchen Gesinnungslumpen nicht mehr erwarten kann. Sie wissen's oft nicht besser. Hätten sie aber einen größeren Zug infolge der erkannten, überall gesehenen Liebe, sie brächten's nicht mehr fertig, den Menschen etwas vorzuenthalten, um sich durch die Not oder Unerfahrenheit der anderen zu bereichern, sie täten wenigstens etwas, wovon sie sagen könnten: Das ist frei für alle, das schenke ich der Menschheit, wie Gott die Luft und die Berge geschenkt hat, umsonst, dann hätten sie Freude. Meint ihr, daß es solche Arbeiter nie gegeben hat? Die Besten haben nie anders gehandelt. Die alten Propheten arbeiteten ganz umsonst. Jesus sagt: Umsonst habt ihr es empfangen, umsonst gebt es auch. Ihm war es recht, daß ihm kein Reservatrecht über seinen Besitz eingeräumt wurde. Paulus und Luther gaben ihr Bestes, ohne klingenden Bescheid zu erwarten. Wie viele Entdecker und Erfinder, Dichter und Denker, Könige und Feldherren haben ihre Riesentat sich nicht bezahlen lassen! Von solchen ist dann auch mehr Kultursegen über die Menschheit gekommen als von Tausenden von Gütererzeugern, die sich

rühmten, ein Volk durch ihren Handel oder durch Kunst und Wissen gehoben zu haben, und die sich schließlich nur als elende Blutsauger und Wucherer oder ruhm- und ehrsüchtige Streber offenbarten und die äußere, schöne Kultur völlig durch ihr trauriges Vorbild verdarben.

Für wahre Kultur ist die Religion unentbehrlich. Man hat gesagt, Religion könne nur auf dem Kulturboden wachsen, der Mensch könne nur mit Religion sich beschäftigen, wenn er in einigermaßen gesicherter Lage sei. Und wenn unser Volk wieder christlich werden sollte, dann müsse erst kräftige, soziale Arbeit getan werden. Ich halte das für einen großen Irrtum. Gewiß braucht die Religion den Kulturboden, um sich von allerlei Schlacken zu reinigen, sie braucht Wissenschaft, um Aberglauben los zu werden, sie braucht Kunst, um zu größerer Harmonie und feinerer Selbstdarstellung zu gelangen, aber sie braucht nicht Kultur, um erst zu werden, sie hat nur einen Boden nötig, das sind mühselige, durch die Not gebrochene, durch die Sünde mit sich und der Welt in Konflikt gekommene Herzen. Findet sie die, dann gedeiht sie auch. Und wo sie gedeiht, da schafft sie Frieden, Arbeitsmut und Liebesdrang, anderen zu helfen, und fördert so auch soziale Arbeit und Versöhnung untereinander.

So wird diese religiöse Welt für jede Lebensform und -aufgabe, für Einzelperson und Gesamtheit die geeignete Grundlage werden, einmal, um

das ganze Leben zu versittlichen und zu vergeistigen, und dann, um im Bunde mit dem vollen Menschenleben einer unfruchtbaren Vereinsamung zu entgehen und sich, ohne in der Welt aufzugehen, in großen Kämpfen und Erlebnissen mit immer neuem Gewinn zu vertiefen und zu verjüngen. Und was das Herrliche an dieser verinnerlichten, von jeder oberflächlichen Glückseligkeitslehre und jedem Dogmatismus sich freihaltenwollenden Versöhnungslehre ist, daß sie nie sterben, nie als überwundener Standpunkt, nie als Hinterwäldlertum beiseite gelegt werden kann. Wir stehen jetzt mitten in einem großen Ausscheidungsprozeß. Die Wissenschaft ist der Kirche und ihrer üblichen Auffassung des Glaubens gewaltig an den Leib gerückt. Wo ist der alte Begriff vom göttlichen Wort geblieben? Welcher dogmatische Satz stände noch ganz fest? Welche biblische Geschichte wäre über allem Zweifel erhaben? Die Kritik überstürzt sich förmlich, als wollte sie nachholen, was sie jahrhundertelang aus Pietät vor dem alten Heiligtum unterlassen hat.

Kein Wunder, wenn Feinde des Glaubens jubeln, daß endlich der Tag komme, wo mit altem Wust aufgeräumt werde, wo böser Gewissenszwang wie ein schweres Joch von der Schulter gehe! Und wie vielen Anhängern des Glaubens ist bange, daß es mit der Anerkennung der christlichen Wahrheit zu Ende gehen könnte! Sie geben mit Zagen eins nach dem andern preis und flüchten wie die Leute vor der Sintflut vom breiten Tal

in die Berge. Und wo sie ankommen, da sprechen sie: Das muß man festhalten, und jenes muß bestehen bleiben. Hier ist der Felsen der Tatsache, von dem man nicht heruntertreten darf, will man nicht alles Objektive in subjektive religiöse Ansicht verflüchtigen. Und zu den kritischen Theologen, die sie für die Anarchisten der Kirche halten, sprechen sie voll bitteren Vorwurfs: Ihr seid die Zerstörer und Verwüster des Heiligtums. Macht doch endlich einmal Halt, ihr laßt ja nichts übrig, womit sich die Welt noch trösten kann. Aber jene können nicht Halt machen, sie müssen drängen, denn sie werden gedrängt, sie müssen um der Wahrheit willen forschen und fragen, müssen stürzen lassen, was sich nicht mehr halten kann.

Aber, was sorgen wir uns? Stürzen kann doch nur das Zeitliche und Vergängliche oder die Zutat, die nicht zum Kern gehört. Sollte in der Hülle sonst nichts gewesen sein? Bleiben muß doch, was wir den ewigen Gehalt nennen. Die Versöhnung bleibt, denn das Versöhnungsbedürfnis bleibt. Solange die Welt auseinanderklafft in Licht und Dunkel, in Gut und Böse, Glück und Unglück, in Leben und Tod, so lange wird es auch Menschen geben, die nach Licht und Frieden schreien, die wissen wollen, ob diese Dinge in einer Hand sind, aus wessen Hand sie kommen, und wozu das Sorgen und Grämen, das Leiden und Schuldigwerden sei. Werden diese Fragen je verstummen? Sie werden immer stärker wiederkehren, weil die Welt mit jeder Antwort der

Lösung des Rätsels näher zu kommen scheint. Gerade die staunenswerten technischen und geistigen Fortschritte unserer Tage rufen immer lauter zur Lösung des großen Weltmißklanges auf. Wir sehen ja, wie auf einmal das fast verschwundene religiöse Problem wieder mitten auf den Markt geworfen ist und die Herzen mit seinem ganzen Zauber gefangennimmt.

Und was wird die Lösung werden? Es wird freilich die Gefahr bestehen bleiben, daß bei großem Kraftgefühl die Anstrengungen dahin gerichtet werden, möglichst viel von der sogenannten Weltverneinung aus der Welt zu schaffen, um die Menschen immer wieder gewahr werden zu lassen, daß hier unverrückbare Grenzsteine gesetzt sind, die nach unsern zeitlichen Begriffen ewig stehen sollen. Aber daneben wird mit siegender Macht die mit Christus gefundene Versöhnung in die Höhe streben. Die Liebe Gottes, die im Dunkeln wohnt, und vor der alle Finsternis Licht ist, und die den Menschen in den Zwiespalt kommen ließ, um gerade damit das wahre, gute Leben zu wecken, bleibt das ewige, tröstliche Gut der Menschheit und wird immer mehr ihre Erlösung, ihr Anker in trübster Weltgeschichte. Aus den Tiefen blickt Gnade, und aus der Höllenwüste grünt ein Paradies auf.

Und wenn nun auch hier das Messer des Zweifels einsetzt, wenn auch hier die Kritik kommt, werden wir in dieser Festung bleiben können? Wenn nun hier einer käme und erklärte das für

Redensarten, löste das ganze Bibelbuch, den erschienenen Jesus in Sagengestalten auf, und ich könnte ihn nicht widerlegen, und er früge mich: Wo ist nun der Grund solcher Versöhnungshoffnung, wenn die Geschichte nicht sicher steht? so würde ich ihm sagen: Jesus hat gesagt: Mein Geist, nicht meine Geschichte soll euch in alle Wahrheit leiten. Der Geist ist da, denn die Bibel ist da. Und wenn ich nicht wüßte, woher dies Buch stammte, so ist's doch ganz gewiß, daß es da ist, und der Versöhnungsgedanke ist unstreitig das Krongut der ganzen Schrift. Und der ist wahr, der bezeugt sich noch heute meinem Geiste mit geradezu übermächtiger Überzeugungskraft. Ich werde es gewahr, wenn ich mit jenem wahrhaftigen Sinn, der den Männern der Bibel eigen ist, in der Welt suche, ob es Versöhnung gibt. Ich sehe dadurch so klar, klarer als ich mit meinen Augen die Bäume vor mir sehe, daß Gott segnen kann mit der schlimmsten Schuld, mit dem größten Leid, ich sehe, daß im Bösen so viel Gutes, im Sterben so viel Leben liegt, daß ich mir das Leben so und nicht anders wählen würde, wenn ich noch einmal wählen dürfte. Der wunderbare Reichtum des so verstandenen Lebens macht wahrhaft zufrieden, führt freilich nicht in satte Zufriedenheit hinein, sondern gibt im Frieden neuen Friedenshunger, im Lohn neuen Arbeitsantrieb und ist dabei so gegenwärtig und so deutlich vor den Augen oder im Gemüt, daß dem also Glaubenden der Zweifel an dieser Gottes-

erfahrung seitens der Ungläubigen so viel bedeutet, als wenn ihm einer bei Lebzeiten den Bestand der Erde oder die Richtigkeit seiner Sinneserfahrung bestreiten wollte. Und dabei fühlt jeder, daß er noch unendliche Güter aus diesem Versöhnungsglauben herausholen wird, daß er jetzt noch arm ist im Vergleich zu der Herrlichkeit, die dem geschärften, für Versöhnung geübteren Auge aufgehen wird.

Bekenntnisse eines versöhnten Menschen.

Und was wird die Schrift für ein Lebensbuch, wenn man sie mit diesen Augen betrachten darf! Jetzt ist das nicht die Hauptsache mehr, was ich von Jesus denke, jetzt richte ich den Bruder nicht mehr, der meine Glaubensaussagen über ihn nicht teilt, jetzt handelt es sich um das, was und wieviel ich von Jesus nehme. Die Schrift ist keine Hanfschnur für moderne Anschauungen mehr, die alles verurteilt, was nicht in ihren Buchstaben paßt, sondern ein rechtes Geistesbuch, mich klein zu machen neben den Großen des Himmelreichs und mir Mut zu geben, mich in ehrlicher Hingabe ins rechte Licht über ewige Treue und Vaterführung von dem, der sich das Licht der Welt nannte, geleiten zu lassen und so mein Leben mit göttlichem Sinn zu erfüllen. Und was wird die Kirche für eine Gnadenanstalt sein, wenn sie nicht mehr Bekenntnisse aufstellt, um Bibelauslegungen auf Jahrhunderte festzulegen, und das religiöse Denken zum unbedingten Gehorsam und Opfer des Intellekts verpflichtet, wie es, wenn auch mit Maß, immer noch geübt wird, sondern wenn

ihr Bekenntnis vom Versöhner und Heiland darum gestellt ist, um die Fülle von Glück und Reichtum zu offenbaren, die im Glauben liegt, und einzuladen zum rechten Versöhnungsmahl, das Christus ihr bereitet hat, wenn also das Bekenntnis das bedeutet, was ich als Überschrift über diese Betrachtungen geschrieben habe, nämlich, das fröhliche Bekenntnis versöhnter Menschen zu sein.

F. Werner.

VOM JUNGEN LEBEN.

EIN WORT ÜBER DEN MODERNEN MENSCHEN.

Bemeßt den Schritt, bemeßt den Schwung!
Die Erde bleibt noch lange jung.
Hier fällt ein Korn, das sinkt und ruht:
Die Ruh ist süß, es hat es gut.
Und hier eins durch die Scholle bricht:
Es hat es gut, süß ist das Licht.
Und keines fällt aus dieser Welt,
Und jedes fällt wie's Gott gefällt.
Konrad Ferdinand Meyer.

Wie alt ist das Leben?

Eine wunderliche Frage. Eine Frage, die man nicht tun sollte. Was soll es, Fragen zu tun, die niemand beantworten kann? Das ist die Art der Hansnarren.

Aber gerade die ungelösten Fragen — sind sie nicht die Vorwärtstreiber der Menschheit? An ihnen ist der Geist der Menschen emporgestiegen wie an den Sprossen einer Leiter zu Nachdenken und Bewußtsein.

Und gar die unlösbaren Fragen — sie sind die wertvollsten. Denn sie lassen den Menschengeist nicht zur Ruhe kommen. An ihnen steigt er hinein in die Ewigkeit.

Wie alt das Leben sei? An dieser Frage steigt der Menschengeist hinein in urewige Zeiten,

in tiefe Vergangenheiten, in dunkelgrüne Dämmerungen. An ihr läuft er den Weg zurück, den die Menschheit bisher gegangen ist. Und sie entdeckt, daß sie hinunter muß, wenn sie diesen Weg zurückläuft: Er ist aufwärts gegangen, der Weg des Lebens, von Leben zu Leben, von Ewigkeit — zu Ewigkeit?

Aber wie alt ist das Leben? Wenn wir's doch wissen könnten! Dann könnten wir auch wissen, in welchem Altersstadium es sich jetzt befindet. Ob es schon altert. Ob es seine beste Zeit hinter sich hat. Ob es auf der Höhe steht in der Kraft der Mannesjahre. Oder fängt es erst an zu sein? Und es steht in der Blütekraft der Jugend? Und es hat noch Unendlichkeiten vor sich, undurchdringliche, unergründliche, unerschöpfliche, unausdenkbare Möglichkeiten und Wirklichkeiten des Wachsens und Werdens?

Wie alt ist das Leben? Einmal muß es doch geworden sein. Oder ist es so ewig wie die Welt ewig ist, wie Gott ewig ist? Aber diese Welt ist ja nicht ewig. Ewig ist Welt, denn es gab immer Welt. Diese Welt aber ist die Gewordene, also nicht die Ewige. Und wenn etwas ewig in ihr ist, wir wissen nicht, was es ist. Denn die beharrende Weltsubstanz kennen wir nicht. Wir sehen nur ihre Verwandlungen. Oder hat gar jener alte Denker recht, der nichts Bleibendes fand als nur das Werden, das Feuer, wie er es anschaulich nannte, „nicht einen alle seine Verwandlungen überdauernden Stoff, sondern eben die

züngelnde Verwandlung selbst, das Auf- und Abschweben des Werdens und Vergehens".

Diese Welterklärung genügt uns freilich nicht. Wir suchen hinter oder in dem Werden das, was den Anstoß der Bewegung gibt, und stellen dem alten Denker den jüngeren zur Seite, der es niederschrieb: Im Anfang war die Kraft. Aber wie er selbst, so sind auch wir damit noch nicht zufrieden. Denn was ist Kraft? Nichts Selbständiges; wir können sie nicht mehr für sich nehmen, sondern nur in der Verbindung mit der Materie. Und damit sind wir erst gar bei dem großen Weltgeheimnis angelangt. Denn was ist „Kraft und Stoff"? Hypothese, eine von den Zahlen, mit denen die Wissenschaft rechnet, eine gedankenmäßige Analyse.

Aber das Leben ist ja dergleichen nicht. Sondern etwas Tatsächliches. Und muß hergekommen sein aus der Wirklichkeit. Ist nicht bloß Materielles und nicht bloß Gedachtes, nicht bloß Substanz und nicht bloß Verwandlung, sondern alles zusammen, Einheit von Kraft und Stoff auf allen seinen Stufen. Denn überall entdecken wir dieses Einheitliche von Kraft und Stoff als das Letzte, zu dem wir vordringen können. Deshalb nie entstanden, sondern immer vorhanden. So ewig wie Gott. Denn mögen wir Gott in abstrahierendem Denken Geist nennen, so ist er eben doch kein Abstraktum und nie ohne Welt. Auch da immer Einheit von Kraft und Stoff, von Geist und Welt. So ist Gott das Leben und so

ist die Welt Leben. Die Welt Leben auf allen ihren Stufen. Wir können nicht mehr unterscheiden zwischen lebendiger und lebloser Natur. Nur Stufen des Lebens können wir noch unterscheiden.

Die höchste Stufe des Lebens, auf der die Welt jetzt angelangt ist, wird bezeichnet durch den Namen „Mensch".

Und damit fängt erst eigentlich die Geschichte des Lebens an. Mögen auch unterhalb des Menschenlebens Metamorphosen und Evolutionen geschehen, die Geschichte des Lebens vollzieht sich in der Menschheitssphäre. Und was das Recht zu solcher Behauptung gibt?

Die eine Zeitlang die Vorherrschaft hatte, die Naturwissenschaft, wird es bestreiten. Aber lange genug haben wir uns ihre vermeintliche Überlegenheit gefallen lassen. Sie hat notwendige Dienste geleistet und die Geister aus den allzu luftigen Höhen spekulativer Gedankenspiele heruntergeholt, um uns dem festen Boden wiederzugeben, auf dem unsere Lebensgeschichte vor sich geht und gegangen ist. Damit hat sie uns gute Hilfe geleistet. Aber eben für die menschliche Lebensgeschichte nur Hilfe geleistet, indem sie uns in die Tiefen der menschlichen Vorgeschichte einführte. Allein unser eigentümlicher und besonderer Menschenwert liegt nicht in der Vorvergangenheit, sondern höchstens in der Vergangenheit. Wie wir Menschen geworden und

was wir als Menschen geworden sind, das liegt nicht auf dem rein natürlichen Boden, sondern auf dem Boden der Geistesgeschichte. So alt ist unser Leben, so alt das Bewußtsein und das Nachdenken, die Berechnung und das Vordenken, so alt der Menschengeist ist.

Und seiner Geschichte gegenüber versinkt alles andere so sehr, daß es nicht zu kühn erscheint, mit seiner Geschichte die Geschichte des Lebens zu beginnen.

Ich will nicht mißverstanden werden. Ich denke nicht daran, etwa da nur die Geschichte des Geistes zu suchen, wo sie oft genug fast ausschließlich gefunden wird: in der Geschichte des philosophischen Denkens. Ich glaube vielmehr, daß der Menschengeist seine Entwicklung erlebt hat in der harten Auseinandersetzung mit der realen Wirklichkeit, und zwar in dem doppelten Triebe, nicht allein theoretisch, sondern auch praktisch der Welt und ihrer Kräfte, der Welt und ihrer Erscheinungen, der Welt und ihrer Übel, der Welt und ihrer Rätsel Herr zu werden, innerlich und äußerlich.

Die Geschichte des Geistes ist nicht bloß vorwärtsgeschritten an der Frage: Was ist Wahrheit?, sondern an der ebenso brennenden Menschheitsfrage: Wie gelange ich zur Herrschaft? Die Geschichte des Geistes ist die Geschichte seiner Freiheitskriege gegen die Welt auf dem Schlachtfelde des ideellen und des realen Lebens.

Wenn man so will und es recht versteht,

mag man die Geschichte des Geistes die Kulturgeschichte nennen. Und damit hat man gleichzeitig einen Ausdruck gefunden, der die Grenze gegen die Naturgeschichte nicht ganz unglücklich festlegt.

Auf dem Gebiete der Kultur — im besten und weitesten Sinne — vollzieht sich die Geschichte des Lebens. Und wo keine Kultur ist, da ist auch keine Geschichte des Lebens. —

Mit dieser Einschränkung hat auch die Frage nach dem Alter des Lebens ihre Einschränkung erlangt. Denn ihrer Beantwortung bietet sich nunmehr als Unterlage der Boden des geschichtlichen Lebens dar.

Es hat immer wieder Augenblicke gegeben, wo es schien, als gehe es da mit dem Leben zu Ende. Nämlich dann, wenn das gerade führende Kulturvolk seine Kräfte verbraucht hatte. Sehr willkommen ist es zur Bestätigung der bisher vertretenen Meinung, daß die Zersetzung anfing im Gebiete des inneren Lebens. Da zeigten sich die Fäulnissymptome zuerst.

Aber in diesem Prozeß war nicht alles gleich widrig und ekelerregend. Es gab immer auch gewisse Erscheinungen, die man als Edelfäule bezeichnen könnte. Die Geister wurden so leicht und frei, gleichsam schon im Sterben so erleichtert und befreit von der Last der Materie und des robust gesunden Lebens, daß sie das Leben und die Welt mit einer unerhörten Verfeinerung und Reizbarkeit der Sinne und der Nerven und des

Gehirns erfaßten und erfühlten und erlebten. Und tiefe Offenbarung über das Wesen von Welt und Leben ist dann der Menschheit geschenkt worden. Aber immerhin grenzte solches an eine Perversität menschlicher Geistesfähigkeit, weil es durch eine unnatürliche, man möge auch sagen: übernatürliche, unmenschliche oder übermenschliche Empfindsamkeit und Empfindbarkeit der Organe gewonnen war. Und da selten oder nie diese unnatürliche Sensibilität auf das geistige Gebiet beschränkt blieb, so zeigte sie ihre dekadente Krankhaftigkeit sofort, wenn sie in der moralischen Sphäre zum Vorschein kam. Besonders auf dem Gebiete, wo Gesundheit und Krankheit des Organismus am deutlichsten sich scheidet, nämlich auf dem Gebiete des sexuellen Lebens. Da artete sie bis zu Widernatürlichkeit und ausgesuchtem Raffinement aus. Und kein Zweifel konnte mehr sein, daß es sich um Zersetzung und Fäulnis handelte, wo höchste Übersinnlichkeit und niedrigste Sinnlichkeit sich begegneten.

Aber was wurde aus der Menschheit, wenn das an ihrer Spitze geschah, auf der Höhe der Kultur? Wenn hier das Absterben begann, war es dann mit dem Baum der Menschheit nicht überhaupt vorbei? Geht die Spitze ein, geht auch der Baum ein, das ist Naturgesetz. Ist das aber nicht geschehen, so folgt daraus, daß die Menschheit nicht gleich einem Baume wächst, sondern nach Art des Strauches, wo immer wieder von unten auf neue Wurzelschößlinge treiben, wenn

die alten absterben und geil und unfruchtbar werden.

Und da wird in der Regel das neu keimende und aufwachsende Leben, der Neutrieb, zu suchen sein, wo die Zersetzung und Entartung der abgelebten Kultur erkannt wurde und man im Gefühl der eigenen Urkraft und gesunden Wachstumsfähigkeit die Überreife und Geilheit beim rechten Namen nannte, während die Angehörigen des alten Zustandes allerlei beschönigende und wohlklingende Bezeichnungen für ihre Krankhaftigkeit und Greisenhaftigkeit erfanden.

Wenn ein Volk auf der Höhe steht, fängt seine Decadence an. Man tut gut, ein Volk in seiner Jugend aufzusuchen, will man seine Art und seinen Wert und seine Kraft erkennen.

Die Geschichte der abendländischen Menschheit bewegt sich in diesem Wechsel von Absterben und Aufkeimen. Und hier scheinen beide Triebe, der alte ausgewachsene und der neue emporschießende, immer nebeneinander zu stehen. So wuchs das hellenische Volk neben dem Perserreich auf und verdrängte den morsch gewordenen orientalischen Menschheitsstamm. So mußte das Griechentum dem jüngeren Römer weichen. So fiel die reif gewordene römische Weltmacht vor dem wurzelfrisch entsprossenen Germanentum in sich zusammen. Aber jedesmal hat der alte Zweig noch so viel Kraft gehabt, den Neutrieb entscheidend zu befruchten. Und nicht immer und nicht in jeder Hinsicht ist es dem nach-

drängenden jungen Geschlechte günstig gewesen, daß ihm das von dem alt gewordenen Stamme geschah. Es stand auch hier dem zertretenen Teil der aneinandergeratenen Rassen die alte Verheißung wie ein Wort des Trostes, und sei es auch nur ein Trost der Rache, zur Seite, die wie jenes alte Protevangelium klingt: Derselbe soll dir den Kopf zertreten und du wirst ihm in die Ferse stechen. . . .

So ist das Leben über die Erde gegangen, immer unterliegend und immer siegend, im Sterben befruchtend und im Befruchten sterbend.

Und so hat es auch uns empfangen und in seinem Schoß getragen und geboren und uns in seine Arme genommen und erzogen und hat uns mitgegeben von den Instinkten und Seelen und Geistern, die es auf seinem Gange gesammelt und bewahrt hat, willig und widerwillig, nehmend und empfangend. Wer kann sagen, was dabei herausgekommen ist, was wir auf diese Weise geworden sind!

Kein Wunder, daß der moderne Mensch als ein wunderlich Gebilde dasteht, zusammengesetzt aus den mannigfachsten Stoffen, Eingebungen und Einflüssen, ein Wesen, das sich selbst nicht versteht und verstehen kann. Und wenn es sich bei Namen ruft, dann erklingt ein ganzer Heiligenkalender, und jeder meint einen anderen zum Schutzpatron des modernen Menschen küren zu müssen. . . .

Laßt uns fragen: Woher stammt der moderne Mensch?

Aber die Deuter des modernen Menschen, die es sich bequem machen und glauben, sie hätten das Extrakt seines Wesens, wenn sie den Schaum abschöpfen, verwerfen diese Frage. Und auch, wer tiefer geht, muß er ihnen im Grunde nicht recht geben? Der moderne Mensch ist nicht woher, sondern er ist. Das ist eben das Moderne an ihm.

Das ist das Moderne an dem modernen Menschen, daß er die Brücken, die ihn mit der Vergangenheit verbinden, abbricht und unmittelbar aus den Wurzeln des Lebens aufwachsen will. Er will Gegenwartsmensch sein. Er will nicht in Traditionen und von Traditionen leben.

Denn er durchschaut die Vergangenheit, er weiß, was an ihr ist. Er traut sich das Vermögen zu, mit kühlem Verstande die Linien des Werdens, die Entwicklungsstufen in Natur und Geschichte, von Urzeiten und Vorzeiten her bis heute zu entdecken. Er hat die Methode exakter, unpersönlicher Forschung, mit der er ein objektives Bild des Gewesenen gewinnt, ohne es durch seine eigenen Urteile oder Vorurteile, Sympathien oder Antipathien zu entstellen und zu fälschen. Dabei ist er künstlerisch genug beanlagt, um mit ästhetischem Gefühl und feiner Anempfindung das tote Bild zu lebendiger Wirklichkeit zu zaubern. Und was er an Aufklärung und Vernunft besitzt, das wendet er nicht an, um Maßstäbe der Gegenwart an die anders geartete Vergangenheit zu legen,

sondern um jeder Erscheinung ihr Recht zu lassen und sie aus sich selbst zu begreifen. Das gibt ihm seinerseits wie die Pflicht so besonders das Recht, nicht Romantiker zu sein, der die Welt durch Butzenscheiben und von Ritterburgen aus betrachten möchte und sich aus der schnöden Gegenwart in die schönere Vergangenheit träumt, sondern er beansprucht, die Eigenart und den Wert der Gegenwart zu verstehen.

Dahinein stellt er sich selbst mit beiden Füßen und wahrt seiner Persönlichkeit die Freiheit der Ausbildung und führt sein Leben in Unabhängigkeit den Gesetzen der Vernunft und Ästhetik gemäß, wie sie ihm nicht eine dogmatische Moral, sondern sein eigenes Wesen und Empfinden ihm gibt.

Er stellt sich auf sich selbst. Er ist der ewig Einsame. Und wo er Gemeinschaft braucht und der Umgebung bedarf zu seiner Erhaltung und Entfaltung — denn ohne das andere und Fremde kann nun einmal niemand sein —, da saugt er seine Kräfte aus der ewig jungen Schöpfung, da trinkt er aus den morgenfrischen Quellen des Augenblicks, da sammelt er Lehre und Erfahrung aus der um ihn wogenden Welt. Und seine Kräfte und Erlebnisse benutzt er, um neue Werte zu schaffen. Die alten gehören dem Gestern an und dem Menschen von Gestern. Er aber will im Heute leben. Was gestern Geltung hatte, kann heute nicht mehr gelten. Er will moderner Mensch sein.

Nach diesen Grundsätzen begehrt er nach einer Erneuerung der Zeit, damit auch sie ganz gegenwärtige, ganz moderne Zeit werde. Er begehrt ein neues Recht, eine neue Gesellschaftsordnung, eine neue Moral, eine neue Religion.

Er will ein neues Recht. Denn neu geworden sind alle Verhältnisse. Und wo sie es nicht sind, da passen sie nicht mehr zu der neuen Zeit, zu den veränderten Daseinsbedingungen und Erkenntnissen.

Das war die falsche Methode der Gesetzgebung, daß sie hinter der sich stets wandelnden Wirklichkeit und dem tatsächlichen Zustand herlief. Das war ihre Selbsttäuschung, daß sie Gesetze zu geben wähnte, die das lebende oder gar kommende Geschlecht regieren sollten, und sie kodifizierte doch nur das längst gewordene und gewesene Recht. Und sobald sie es kodifiziert hatte, da war es schon veraltet. Denn die Zeit war inzwischen weitergerückt, ohne sich um das Bemühen der Registratoren zu kümmern. Sie registrierten ja das Vergangene, sie schlossen nur die Akten ab. Und indem sie Schlüsse daraus zogen, machten sie Gesetze, die den Zustand und die Bedürfnisse der abgelaufenen Epoche vortrefflich gliedern und verstehen lehrten, aber nimmermehr den Maßstab für die laufende Periode abgeben konnten. Sie galten den Toten.

Aber nur der Lebende hat recht und will sich sein neues Recht schaffen. Und damit gerät er in Konflikt mit dem Bestehenden.

Dieser Konflikt kommt am massivsten zum Ausdruck in der Erscheinung des Sozialismus. Hier tritt am deutlichsten, weil am gröbsten der Wille zutage, ein neues Recht und damit eine neue Gesellschaftsordnung zu schaffen. Und wenn es richtig ist, daß in dieser Bewegung die Seele des modernen Menschen ans Licht kommt, so zeigt sie, wie eigentlich zwei Seelen in seiner Brust wohnen. Die eine ganz Vernunft, ganz Aufklärung, ganz Intellekt. Denn sie verwirft alle Stimmungs- und Gemütswerte, alle Pietätsanwandlungen, und konstruiert mit kalter Berechnung und ungeschichtlichem Rationalismus eine Neuordnung der Verhältnisse. Imponderabilien kennt sie nicht. Die andere Seele ist voll Fanatismus und Schwärmerei, voll Phantastik, man darf geradezu sagen: Romantik und Mystik, sie träumt das sonnige Märchen vom Himmel auf Erden und vom glückseligen Zustand der Menschheit, vom ewigen Frieden, alles wird Ein Herz und Eine Seele werden und es wird alles, alles gut sein.

Es gab eine Zeit, wo diesem Traum auch denkende und urteilsfähige Köpfe nachhingen. Ich glaube, sie ist schon vorüber. Die Gegensätze berühren sich. Und so ist der moderne Mensch vom Sozialismus zum Aristokratismus übergegangen. Das ist kein reiner Widerspruch. Im Sozialismus liegen die Ansätze zum Aristokratismus. Beide sind darin einig, daß sie die Würde des Menschen und den Wert der Persönlichkeit betonen. Aber wer mit diesem Grundsatz Ernst macht, muß ent-

weder Aristokrat — natürlich der Gesinnung nach — werden oder er wird — Anarchist. Behüte, nicht ein Bombenwerfer und Monarchentöter. Der ist die Karikatur davon. Nein, der Anarchist kann ein ganz harmloser Mensch sein. Denn er kann ausgesprochener Idealist sein. Auch hier handelt es sich um die Gesinnung. Und der moderne Mensch hat die Wahl zwischen der Gesinnung des Aristokratismus oder Anarchismus, soweit er selbstherrlich und unabhängig sein will. Denn er will nicht leben nach den Bedingungen der anderen und nicht laufen in den Schranken der Allgemeinheit. Er schafft sich neue Gesetze des Lebens, die Gesetze, die seinem eigenen Wesen gerecht werden und ihm allein gelten. Denn in ihm selbst und sonst nirgends liegen die Bedingungen seiner Entwicklung. Und Schranken? Schranken besitzt das Leben nur — an sich selbst, da, wo es aufhört, nur am Tode. Solange es wächst, hat es keine Schranke.

So soll das neue Lebensgesetz des modernen Menschen aussehen, das neue Recht, das Recht der Unabhängigkeit, Selbständigkeit und Eigenart der selbstsicheren Persönlichkeit, das Recht des jungen Lebens.

Damit zieht es sich zurück aus dem Geltungsbereich der äußerlich umfriedigten Menschenhürde in das Revier des inneren Lebens und tut bereits Schritte in das Gebiet, wo die freie Willensentscheidung regiert, in das Gebiet der Moral. Und wie jenes, so wird auch dieses dem

modernen Menschen der Reform dringend bedürftig erscheinen.

Er will eine neue Moral.

Was war denn die alte Moral? Ihrer Entstehung nach jedenfalls ein Produkt der alten Zeit, und das war die patriarchalisch verfaßte und gegliederte Zeit, die Zeit, wo der einzelne in der Gesamtheit, der Sippe, dem Stamme, dem Volke, unterging und der Eine die Gewalt hatte über Leib und Leben der übrigen. Jedem war sein Platz angewiesen und jedem sein Lebensgang von der Geburt an durch Sitte und Herkommen vorgezeichnet.

Was der Gesamtheit frommte, das legte man dem einzelnen als Joch auf. Und was einzelnen dienlich war, ihnen Leben und Eigentum, Ehre und Stellung behaupten half, das legte man der Gesamtheit als Joch auf. Sklavenmoral von der einen Seite, aber Herrenmoral, wenn die Kehrseite betrachtet wird.

Der vielberühmte Dekalog, die zehn Gebote der Schule, diese sog. „Quintessenz der Moral", den ein großer Theologe durch die seltsame Logik zu retten versucht, daß Gott wegen der „rudesse" des Volkes eben die gröbsten Sünden verpönt hat, damit alle übrigen darunter subsumiert werden könnten — war er nicht geschichtlich angesehen in der Tat eine Gesetzgebung für das Volk, um der Erhaltung des Ganzen willen entstanden? Immer ist es das Volk, das angeredet wird in dem „Du sollst" und „Du sollst nicht". Aber wo er

den Interessen der Großen, der Machthaber, im Wege stand, ja, wo es die Ehre des Größten, des Gesetzgebers selbst, des Volksgottes und -königs galt, da war das „Du sollst nicht töten", „Du sollst nicht stehlen" außer Kraft gesetzt und man tötete und stahl zur Erhöhung der Fürstenmacht und zur Verherrlichung der Gottesherrschaft — aus Moral! Und um der Erhaltung des Ganzen, um der Volksvermehrung willen, die schon damals als nationalökonomisch und politisch wichtiger Faktor erkannt wurde: allein ein Kinder zeugendes und gebärendes Volk kann auf die Dauer seinen Bestand und seine Machtstellung behaupten — um deswillen wurde das „Du sollst nicht ehebrechen" nötigenfalls aufgehoben und der Bruder, ob verheiratet oder nicht, des kinderlos verstorbenen Gatten legte sich zur Witwe ins Ehebett.

Eine neue Epoche in der Geschichte dieser Moral der zehn Gebote brach mit dem Christentum an. Das Christentum hat sie als Ausdruck seiner eigenen ethischen Gesinnung übernommen, freilich sie zu dem Zwecke umgedeutet und vergeistigt. Aber wieviele sind denn imstande, diese Vergeistigung mitzumachen? Mußte es nicht, seinem Wesen entsprechend, die Logik des oben erwähnten Theologen umkehren und eine neue Moral schaffen? Da es das versäumt hat, so hat es den Menschen das alte Joch wieder aufgelegt und sie nicht zu freier Sittlichkeit erzogen.

Diese alte Moral kann der moderne Mensch nicht brauchen. Er will eine neue Moral, die Moral

der Freiheit. Eine Moral, die dem menschlichen Wesen nicht aufgetüncht ist, sondern aus ihm erwächst. Er macht aus dem „Du sollst" ein „Ich will". Er will den in ihm vorhandenen Lebensinstinkten folgen, er will die ihm angeborenen Anlagen entfalten. Er will sich ausleben — d. h. nicht nach der ihm untergeschobenen Deutung einer Emanzipation des Fleisches, eines bis zur Unmäßigkeit und Ausschweifung sich ausschöpfenden und seine Kräfte verschüttenden Genußlebens, sondern so, daß der Ton auf das „sich" fällt: er will aus den ihm gemäßen und eigentümlichen, ihm natürlichen Bedingungen seiner Persönlichkeit leben.

So will er sein eigener Herr sein. „Der Mensch das Maß seiner selbst und aller Dinge" — das war schon der moderne Standpunkt der Antike. Diesem Grundsatz nahe und doch wesentlich anders steht der moderne Mensch. Denn er kennt keine Standpunkte und Grundsätze. Ihm ist alles nur Moment der Entwicklung, Entwicklung in dem eigentlichen Sinne des Wortes als Entfaltung und Erschließung seiner Eigenart. Von hier aus empfängt er seine Motive, bildet er seinen Willen und gibt er sich seine Lebensrichtung und Lebensführung. So entsteht seine Moral, die Moral der Ursprünglichkeit und Unmittelbarkeit, die Moral des jungen Lebens.

Sie reicht hinab bis in die Quellen des persönlichen Lebens und erreicht die Tiefen, wo es übergeht in das allgemeine Leben, und das Einzelleben entspringt aus dem Einen Leben.

Damit wird seine Moral zu einem Charakteristikum für die Gesamtanschauung des modernen Menschen. So sehr sie nämlich von dem Kultus der Persönlichkeit aus gewonnen erscheint, so verleugnet der moderne Mensch auch hier nicht seine Neigung zu mystischer und pantheistischer Weltauffassung. Trotz aller seiner Aufklärungstendenz und Vernunftgemäßheit hat er durch diejenige Wissenschaft, die bis dato wenigstens Liebkind des modernen Zeitgenossen gewesen ist, nämlich durch die Naturwissenschaft, der er seine aufgeklärte Bildung und das natürliche Verständnis aller Welterscheinungen zu verdanken meinte (vergleiche Häckel!) — er hat gerade durch ihre Vermittlung den Weg zur Naturphilosophie und Naturspekulation zurückgefunden und ist damit der Mystik und dem Pantheismus in die Arme gelaufen.

Ich vermute, daß daraus sich auch das starksinnlich-erotische Element seiner Neumoral erklärt. Denn was in der Natur so durchaus und allenthalben das Leben bestimmt, warum sollte das im Leben des Menschen, der sich wieder in die Natur einbettet und den Zusammenhang mit ihr in der Tiefe seines Wesens empfindet, sein gutes Recht verlieren? Es liegt kein Grund vor, die Askese in den Mittelpunkt des ethischen Verhaltens zu rücken. Sie ist widernatürlich und kann als allgemeines Gebot zur Unmoralität werden.

In der Linie dieser Anschauung bewegt sich das, was Frenssen in seinem letzten viel um-

strittenen und mißverstandenen Buche uns zu sagen hat, er als moderner Mensch. Und es wird gut sein, daß er zugleich als Vertreter der christlichen Weltanschauung und christlichen Sittlichkeit uns diese „Moralpredigt" gehalten hat.

Der moderne Mensch hat die Erkenntnis wiedergewonnen, daß er dasselbe Leben hat und lebt wie die übrige Schöpfung. Ich sage: er hat sie wiedergewonnen. Denn sie ist uralt. Sie war dem Menschen, als er noch der unbewußten Natur näher stand, dem niederen Naturmenschen eine vertraute Stimmung und kam in der nicht seltenen Ahnung einer Blutsverwandtschaft mit den Tieren zum Ausdruck, indem er unbefangen und wohl gar mit Stolz sich eines Wesens aus der Tierwelt als des Stammvaters seines Geschlechtes rühmte. Jedenfalls hat der moderne Mensch den Respekt vor dem Leben in allen seinen Formen erworben. Aber da er zugleich die alte Naivität verloren hat, mit der ein Naturmensch von Einst und von Heute, auch in unserer Mitte, die natürlichen Vorgänge behandelt, und an Stelle dessen ein ehrfürchtiges Erschauern vor den geheimnisvollen Lebensäußerungen des Universums getreten ist, hat er sie zu Mysterien erhoben, die so heilig sind wie nur irgend sonst ein Mysterium. Der Zeugungsakt ist ihm mit einem mystischen Schleier des tiefen Wunders umwoben, ein heiliger Augenblick.

Dieses natürlich-übernatürliche Empfinden entnimmt ihn der Natur, und seine Natürlichkeit wird zur Sittlichkeit, weil er sich dabei in seiner

Menschheit fühlt. Er verklärt die sinnlichen Triebe, wie er in seiner pantheistischen Stimmung die ganze Natur verklärt.

Etwas kommt noch hinzu, was damit zusammenhängt: sein ästhetisches Bedürfnis. Was die Natur an erotischer Sinnlichkeit birgt, wird oft sehr wenig dem entsprechen. Für den modernen Menschen aber heißt es: In Schönheit leben und in Schönheit lieben. —

Die berührten drei Elemente des modernen Geistes: die Anerkennung des Lebens, die ästhetische Stimmung und der mystische Zug bieten in ihrer Vereinigung oder auch jede für sich — sind sie doch innerlich verwandt — den Grund, warum wir heute nicht selten trotz aller vorhandenen aktiven Willensrichtung einer quietistischen Auffassung des Daseins begegnen. Es ist keineswegs das ausschließliche Kennzeichen der modernen Seelenverfassung, daß sie handelnd in den Lauf der Dinge eingreifen will und das tatenfrohe Wirken liebt. Es gibt vielmehr viel Beschaulichkeit und Weltentrücktheit. Man ist nicht erbaut von dem Getriebe und dem Zustand des kulturellen Lebens. Und neben der großen Mehrzahl der Großstadtschwärmer steht der Verächter dieser Menschenansammlung. Er liebt die Abgeschiedenheit und ist der einsame Betrachter geworden. Er weiß sich freilich ausgesöhnt mit dem Lauf, den die Entwicklung genommen hat, denn er erkennt das Leben an, wie es auch sei. Er ist Fatalist genug, zu denken: es muß also geschehen.

Die vielberühmte Zivilisation muß ertragen werden als notwendiges Übel, da sie nun einmal geworden ist. Es kann ja auch alles noch anders werden.

So schaut er mit Seelenruhe, wenn auch mit einer gewissen Resignation dem Lauf der Dinge zu. Was von dem Treiben der Menschheitswelt in seinen Gesichtskreis tritt — er will ja nicht ganz außerhalb bleiben, er ist viel zu sehr moderner Mensch, als daß er nicht eine heimliche Zuneigung und Verwandtschaft spürte, er sucht das Gewühl und Gewoge persönlich auf und verfolgt im Geiste den Wellenschlag des Menschenstromes — das alles gibt ihm Stoff zum Nachdenken und veranlaßt ihn, die inneren Gründe und tieferen Ursachen, die ganze Psychologie des menschlichen Daseins und Soseins zu studieren.

Da mag ihm dann alles Vergängliche zum Gleichnis werden. Und ist er der Modernsten einer, dann wird er zum Symbolisten, dem alle Erscheinungen zu Spiegelbildern eines verborgenen Seins werden und alles Handeln eine unbekannte Wirklichkeit offenbart und alles Gesprochene einen anderen Sinn enthüllt, als der Sprecher selbst beabsichtigt; dem das Große klein und das Kleinste groß, das Unbedeutende bedeutungsvoll und das Nichtssagende vielsagend dünkt; der überall Zeichen und Zauberrunen sieht und selbst eine Geheimschrift schreibt, die auch er nicht zu deuten vermag, weil er sich selbst nicht begreift und nur als Symbol verstehen kann; dem das Lallen des Kindes erhabenere Weisheit

birgt als alle Erkenntnis der Weisen — er selber Tor und Kind und Narr und Weiser zugleich.

Aber nur wenigen unter seinen Beobachtern wird das Leben so wie dem Symbolisten zum Traum, der der Deutung bedarf. Die meisten wollen nur seinen Tatsächlichkeiten nachgehen, sie wollen Versteher und Nacherleber dessen sein, was im Menschen ist und treibt und brandet. Sie sind ein Typus des modernen Menschen für jene Seite an ihm, wo seine Liebe zum psychologischen Verständnis sichtbar wird.

Es galt einst als modern, über seinem Umsein den Menschen selbst zu vergessen und, was man in ihm vorfand, zum Werk seines Milieus zu machen. Jetzt hat man solche Methode als einseitig erkannt und sucht des Menschen Seele wieder auf in ihrer Selbständigkeit und Wirkungskraft. Man ist nicht mehr so leicht fertig mit dem Seelenleben, wie vordem die materialistische Weltanschauung, die das Problem „Mensch" um kein Haar der Lösung nähergebracht hat, weil sie den geistigen Vorgängen und Willensbewegungen und Gefühlsregungen nur einen anderen Namen gab, während die Sache, hier das Personwesen, dieselbe blieb und darum das Geheimnis blieb, das dieses Menschenwesen darstellte. Das materialistische Weltverständnis ist nicht mehr die spezifische Anschauung des modernen Geistes, sie ist bereits die Naseweisheit des Philisters geworden und damit dem Unmodernsten unter den Unmodernen in die Hände gefallen. Bei dem geht jetzt das

Geschwätz von der natürlichen Erklärung um und nichts ist ihm ein Geheimnis mehr. *Vom jungen Leben.*

Der moderne Mensch hat wieder Respekt vor dem Mysterium des Lebens, alles Lebens. Er maßt sich nicht an, das Problem „Mensch" gelöst zu haben, sondern geht dem Problematischen im Menschenwesen mit andächtiger Ehrfurcht nach. Nie ist der Mensch und seine Seele so zum Gegenstand des forschenden Verstandes und der künstlerischen Versenkung geworden wie in unseren Tagen.

Das hat auch auf das moralische Urteil insofern eingewirkt, als man die ethischen Maßstäbe nicht mehr mit dekretaler Allgemeingültigkeit handhabt, vielmehr nach dem Grundsatz verfährt: Alles verstehen heißt, alles verzeihen.

Und bis ins richterliche Urteil hat sich dieses moderne Empfinden eingedrängt. Denn auch die juristische Wissenschaft wird von modernen Menschen getrieben und sieht sich vor die Frage gestellt: Was ist der Übeltäter, nicht, wenn ich seine Tat, sondern seine Seele ansehe? So ist die junge Wissenschaft der Kriminalpsychologie aufgekommen und hat angefangen, die alten Schulbegriffe von Schuld und Sühne zu zersetzen. Sie will auch weiterhin der Gerechtigkeit dienen, aber darum eben will sie nicht bloß der gefährdeten menschlichen Gesellschaft, sondern auch dem gefährdenden Individuum gerecht werden. „Die Anpassung der gesellschaftlichen Reaktion an die Individualität des Rechtsbrechers bis

zur äußersten Möglichkeit ist die Formel, die einem Strafgesetzbuch der Zukunft — wenn auch vielleicht erst einer ferneren — zugrunde zu legen wäre."

Ob solche Verfeinerung des moralischen und rechtlichen Urteils der allgemeinen Sittlichkeit und öffentlichen Rechtbeschaffenheit zum Segen gereicht — diese Frage steht hier nicht zur Entscheidung. Jedenfalls muß über allem Sorgen und Grämen ängstlicher Gemüter die freudige Genugtuung sich einstellen, daß in allen Menschen der Mensch entdeckt und aufgesucht wird. Und wer könnte den Menschen vor einen höheren Richtstuhl stellen als vor das eigene Selbst. Hier allein kann die tiefe Quelle aller Sittlichkeit und Rechtbeschaffenheit gefunden werden, aus der auch der Strom der allgemeinen Sittlichkeit und öffentlichen Rechtbeschaffenheit fließen muß, die, durch Moralgesetze und Strafmaßregeln erzeugt, ein flaches Gewässer bleibt, dessen Grund aufzurühren sich jeder ängstlich hüten muß; denn unten sitzt der Schlamm. „Nimmer wird's gelingen, Zucht mit Ruten zwingen."

So allein wird auch der gefährlichen Wirkung der Ansicht vorgebeugt, die sich gern in ein modernes Gewand kleidet, aber uralt ist, daß Moral und Recht eine Erfindung der menschlichen Gesellschaft zu ihrem Besten, zur Sicherung ihres Bestandes und Deckung ihres Vorteils, sei — eine Ansicht, bei der allerdings jeder Übertreter seine eigene abweichende Rechtsanschauung und mora-

lische bzw. unmoralische Überzeugung geltend machen könnte. Denn wer entscheidet dann, was Recht und Moral ist?

Ihre Wurzeln müssen tiefer sitzen. Und da wird der dem modernen Bewußtsein die beste und sympathischste Auskunft geben, der ihren Sitz in der freien und unabhängigen Persönlichkeit, im jungen Leben nachweist. Damit steigt Moral und Recht zu den letzten Ursprüngen der Persönlichkeit hinunter: dem Revier des religiösen Lebens.

Was daher allein die Religion des modernen Menschen sein kann, braucht kaum gesagt zu werden. Er kann die alte landesübliche, menschliche, allzu menschliche Religion nicht brauchen: Keinen Gott da oben im Himmel, wie auf einem goldenen Stuhle über dieser Welt thronend, die er wie mit seinen Händen gemacht hat — mit dem Worte seines Mundes aus Nichts, so sagen sie freilich, aber hat er den Menschen geknetet aus Staub wie ein Töpfer den Ton, wie sollte er die Welt anders gemacht haben! Welt und Mensch seiner Hände Werk, also ganz in seinem Willen, er kann ihnen Gesetze geben nach Gutdünken und sie durchbrechen nach Belieben. So hat er dem Menschen ein willkürliches Gebot gegeben, von einem bestimmten Baum nicht zu essen. Und daß der Mensch es übertrat, damit soll dieses ganze große Sündenunglück in die Welt gekommen sein, dieser Krebsschaden, mit dem Geschlecht um Geschlecht geplagt und gestraft sind.

Aber damit nicht genug, seitdem ruht der Zorn Gottes, des Schöpfers, auf seinem Geschöpf unabwendbar. Niemand konnte ihn sühnen und der Zweck der Schöpfung schien verfehlt zu sein für ewig. Da erbarmte sich Gott seines Werkes und ließ seinen Zorn sich auswirken an dem eigenen Sohne. Nun konnte er seine Gnade walten lassen, da seiner Gerechtigkeit genug getan war. Was für ein grausamer Gott! Und soll doch die ewige Liebe zugleich sein. Was für ein unnahbarer Gott, der zwischen sich und sein Geschöpf den Sohn stellt als Sündenträger und Mittler. Wer durch ihn an den versöhnten Gott glauben lernt, der allein soll wieder des Vaters Kind sein und aller göttlichen Gnadenerweisung und Gnadenverheißung für Zeit und Ewigkeit teilhaftig werden.

So etwa steht dem modernen Menschen die landläufige Religion, das Christentum vor der Seele. Ich sage nicht, daß er es tief erfaßt hat. Aber ist nicht so flach und platt die christliche Religion auch unter ihren Anhängern oft genug gedacht? Kein Wunder, daß sie dem modernen Menschen vor der Seele stehen bleibt. Denn diese Religion kann er nicht in sich aufnehmen. Sie verlegt ja alle wesentlichen religiösen Güter ins Jenseits und Abseits, in die Vergangenheit und die Zukunft. Und die Gegenwart? Von der der Mensch und in der der Mensch leben will? Darum verwirft der moderne Sinn diese landläufige Religionsauffassung. Und oft, weil er sie für die

Religion überhaupt hält, verwirft er zugleich alle Religion.

Und dann? Dann sucht er nach einer — neuen Religion. Denn der eine macht die Natur zu seinem Gott, es wird freilich ein Götze daraus, er verehrt den großen Zusammenhang der Dinge, das Universum, den Mechanismus alles Geschehens. Dem anderen genügt diese mathematische Gottheit nicht, er begehrt eine Beziehung zu dem Inhalt dieser Welt, nicht zu ihrem Gerippe, er betet das Leben an, das Leben in sich und um ihn her, das Leben, das heute lebt und morgen und das er alle Tage erlebt. Aber auch hier scheiden sich noch die Geister.

Die einen wenden sich der geschichtlichen Wirklichkeit zu, dem Leben, das der Mensch geschaffen hat, der Kultur. Und je nach ihrer Neigung dienen sie als Männer der Tat dem praktischen, realen Leben in Politik, in Heereswesen und Flottentum, in Industrie und Landwirtschaft, in Handel und Verkehr oder als Männer des Gedankens dem theoretischen Leben in Wissenschaft und Weisheit oder als Männer der Phantasie und Empfindung dem ästhetischen Leben in Kunst und stilvollem Verhalten.

Die anderen wenden sich der natürlichen Wirklichkeit zu, dem Leben, das die große Schöpfung unbekümmert um menschliche Gedanken und unberührt von menschlicher Tätigkeit lebt. Und hier erblüht erst voll und reich, was die Religion des modernen Menschen zu heißen

verdient: diese Beziehung zum unbewußten Dasein, dieses Ergriffensein von dem majestätischen Kräftespiel des Universums, dieses Mitschwingen der Seele im Kosmos, dieses Bewußtsein der Zugehörigkeit zum ewigen Werden und Vergehen, dieses Gefühl des wachen Lebendigseins und wiederum dieses Verklingen in dem Tönen und Singen und Rauschen und Raunen, dieses Überwältigtwerden von der Unendlichkeit ins Größte und Kleinste hinein, dieses Einswerden mit Baum und Vogel und Käfer und Blume, dieses andächtige Erschauern vor Wald und Wetter, vor Meer und Sonne.

Die Religion des modernen Menschen ist vergeistigte Naturreligion — naturhafter als die alte Naturreligion, die alles Geschehen personifizierte, und religiöser als der alte heidnische Glaube, der alles Göttliche vermenschlichte, eine Religion des unmittelbaren und ursprünglichen Lebensgefühls, die Religion des jungen Lebens. — — —

Ich gestehe, wenn oben die Charakteristik des modernen Menschen zutrifft — ohne zu behaupten, daß sie vollständig ist, aber die wesentlichen Züge werden angedeutet worden sein — dann könnte ich wohl Lust bekommen, auch einer zu werden. Aber das ist die Frage: Wie wird man das? Das kann sich niemand geben und dazu kann sich niemand machen. Und ich glaube, hier steckt das Unmoderne des modernen Menschen, daß er im Grunde doch dieser Meinung

ist. Nicht, daß es bloße Modesache bei ihm wäre, aber es gilt ihm gleichsam als Ehrensache, modern zu sein. Er will modern sein, will es um jeden Preis und auf jeden Fall. Er will nicht mehr dem vergangenen und veralteten Typus angehören, darum: das Moderne muß erreicht werden! Und was bei dieser Seelenverfassung ziemlich klar und deutlich im Hintergrunde auftaucht? Ein Ideal von dem, was als modern zu gelten hat. Aber damit setzt sich der moderne Mensch in Widerspruch mit sich selbst, ja er verrät, daß er doch schließlich auf dem Standpunkte der alten Moral, der alten Pädagogik, der alten Lehre vom Werden steht, die da meinte, aus dem Menschen könne planmäßig oder willkürlich etwas Beliebiges gemacht werden. Dagegen ist das erst die wirklich moderne Umdenkung, die aus allen Erkenntnissen des Geistes und Lehren der Geschichte das eine gelernt hat: es ist alles Sache der Entwicklung, und Entwicklung kann nicht gezaubert werden, sondern geschieht, geschieht von selbst, nämlich nach den in ihr liegenden Kräften und Gesetzen.

Man ist geneigt, in Nietzsche den Typus eines modernen Menschen zu erblicken. Und doch war Nietzsche gerade in diesem entscheidenden Punkte eine ganz unmoderne Erscheinung. Er stellte ein Ideal auf: den Übermenschen. Und wie so vieles an ihm Zwang und Überreizung war, so wollte er auch hier die Entwicklung zwingen und das Ideal durch willkürliche Zuchtwahl erzeugen lassen.

Die Entwicklung aber geht ihren eigenen Weg

und fragt nicht nach unserem Wollen und Wünschen. Sie hat ihre treibenden Kräfte und richtunggebenden Tendenzen und schöpferischen Motive. Sie sind da und lassen sich nicht von irgend jemand bestimmen oder meistern oder lenken. Am allerwenigsten durch eine fertige, ausgedachte und dogmatische Festsetzung dessen, was werden soll.

Man mag, auf die abgelaufene Entwicklung zurückschauend, einen pragmatischen Zusammenhang herausfinden und in dem Gewordenen das Resultat vorangegangener Ursachen erkennen, um zu schließen: es mußte so kommen. Allein wer sich vermißt, nach dieser Methode eine lückenlose Kette des Geschehens aufzuweisen, der muß die vielen Anregungen und Anstöße und Ansätze übersehen, die nicht eingereiht werden können, weil sie scheinbar nicht an der Gesamtentwicklung beteiligt sind. Ist ihre Kraft ins leere Nichts verpufft und ihre Wirkung einfach ausgeschaltet worden? Wo sind sie geblieben? Was ist aus ihnen geworden?

Ist es nicht doch so, daß das Leben nicht alle Blüten zur Frucht bringt und nicht alle Früchte reifen läßt und nicht immer des Samens bedarf, sondern immer wieder von unten auf, von neuem, von der Wurzel aus wächst und frische Kraft und frischen Saft aus noch unbenutzten Tiefen saugt? In aller Entwicklung steckt ein Moment, vielleicht ein wesentliches Moment, vielleicht das wesentlichste Moment, das nicht aus dem Voran-

gegangenen stammt, sondern ursprünglich und urkräftig herandrängt und mit allen vorhandenen Kräften sich verschmelzend drängen und treiben hilft. Und dieses Moment, wie es gekommen ist aus dem unverbrauchten und unmittelbaren Lebensgrund, wird in ihm nicht gerade die Kraft zu entdecken sein, die alle alten vorhandenen Triebkräfte der Entwicklung erfüllt und verjüngt und ihnen erst Bewegungsmöglichkeit und Wirkungsfähigkeit verleiht? Das Leben ist nicht abhängig, sondern schöpferisch.

Wir sagen getrost: Die Entwicklung geht vom jungen Leben aus. Und immer sind es Überraschungen, die sie bringt, unberechnete und unberechenbare, unerwartete Ernten des jungen Lebens.

Da hinein in das junge Leben stellt den Menschen, in seine quellenden und steigenden Säfte, in seine schöpferischen und schaffenden Kräfte!

Was brauchen wir Ideale und Ziele! Das junge Leben schüttet uns wider Bitten und Verstehen seine Gaben in den Schoß. Daß wir uns nur schenken ließen! Daß wir mit uns nur machen ließen, wie das junge Leben will! Daß wir nur uns heben und tragen ließen von den emportragenden und aufhebenden Mächten, die um uns und in uns am Werke sind!

Das machte uns zu modernen Menschen.

Wir modernen Menschen haben keine Ideale und Ziele, „die wir doch groß und ewig einsam sind und nimmer wandernd suchen irgend Ziele".

Das bedeutet keineswegs, daß wir hoffnungslose, wunschlose Leute sind, daß wir die Hände in den Schoß legen und willenlose Kreaturen des Lebens werden, wie das Megatherium faul und bewegungslos am Baume der Menschheit hängen.

Ohne Ziele und Ideale — und doch keine Ruhe und Rast! Das treibt und drängt in uns und greift über sich. Immer noch haben wir nicht, was wir haben möchten, immer noch sind wir nicht, was wir sein möchten. Das junge Leben lebt in uns und wächst in uns und wandelt uns. Wir erleben es mit Bewußtsein und stimmen ihm jauchzend zu, wir erleben es mit Willen und ordnen uns ihm gehorsam ein. Und um uns lebt es und wächst es und wandelt die Welt. Es stellt uns stündlich vor neue Wunder und gibt uns täglich neue Aufgaben.

Täglich neu das Leben um uns und in uns und darum jeden Morgen neu das geschaffene Leben, Menschheit und Welt!

Einst war es alter Glaube primitivster Weltanschauung, daß jeden Abend die Welt von dem Ungeheuer Nacht verschlungen werde und jeden Morgen neu aus dem finsteren Schlunde heraufsteige. Primitivste Weltanschauung — und was für ein tiefsinniger Gedanke! Eine Weissagung auf einen veredelten und vergeistigten Glauben, der alle Tage neu die Welt aus den Quellen und Ursprüngen des Lebens sich Jungkraft und Daseinsfrische schöpfen sieht. Älteste und jüngste Weltanschauung reichen sich die Hand. Denn

welches ist die Weltanschauung, die dem modernen Menschen ziemt: die, die an den Naturmechanismus glaubt und den lückenlosen Zusammenhang des Weltgeschehens als der Wunder größtes feiert? Nein, der ist mir der moderne Mensch, der von dem jungen Leben einen Hauch verspürt hat und nun sein Wesen und Walten in der Schöpfung mächtig fühlt und von da aus Weltzusammenhang versteht und Weltgeschehen begreift. Lebenskräfte und Lebenssäfte, die alle Morgen neu aufsteigen und die Welt verjüngen!

Nicht Einmal Weltschöpfung und dann Welterhaltung, sondern täglich Schöpfung der Welt. Auch nicht Einmal Weltentstehung aus Chaos und Nebel und dann undurchbrüchliche Entwicklungsfolge, sondern jeden Augenblick Welterneuerung. Und nicht Einmal Evolution aus niederem Leben und dann Bestand des Gewordenen, sondern alle Morgen neu Lebensursprung und Lebensaufstieg.

Bemeßt den Schritt, bemeßt den Schwung!
Die Erde bleibt noch lange jung.

Dahinein stellt den Menschen! Dahinein stellt sich, wer moderner Mensch sein will. Dann wird er es. Und der ist schon moderner Mensch, der an das junge Leben glaubt. . . .

Aber nein — so habe ich mir sagen lassen müssen — so geht's nicht, das geht nicht, so kann niemand leben! Denn wir sind doch Menschen und keine Naturwesen. Wir können doch nicht von heut auf morgen leben. Ja, wenn ich überhaupt leben soll, dann muß ich die Bedingungen

des Lebens kennen. Und sie müssen dieselben sein heut und morgen. Sonst weiß ich nicht, wie ich morgen leben soll. Alle Tage neu die Welt? Also alle Tage unberechenbar und jeden Morgen unbekannt! Und ich stehe früh vom Schlaf auf und steige vom Lager — in unbekannte Verhältnisse und neu gewordene Daseinsbedingungen. Darauf muß ich nach deinem Glauben gefaßt sein. Und ich werde mich nicht zurechtfinden, und mein Leben wird sein wie ein Irren in fremdem Land, unstet und ziellos und darum unfruchtbar und erfolglos. Nein, wenn ich leben soll, dann muß es alle Tage das alte Leben sein, das alte, vertraute, liebgewordene Leben. Das Leben, dessen Gesetze ich kenne, dessen Entwicklungsgang ich durchschaue, dessen Ziel ich vor Augen habe. Ich muß am Morgen die am Abend verlassene Arbeit wieder vorfinden. Ich muß an den Zusammenhang und das Ineinanderwirken sowohl des natürlichen als auch des geschichtlichen Lebens glauben können. Ich muß dieselbe Sonne erblicken, die am Abend unterging. Ich muß an die Regelmäßigkeit alles Weltgeschehens glauben können. Ich muß an das Dasein von Naturgesetzen und an ihre Allgemeingültigkeit und Unverbrüchlichkeit glauben können.

Sonst, ja sonst weiß ich nicht, wie ich ein Mensch sein soll auf dieser Erde. Sonst, ja sonst muß ich leben wie das Tier, das nicht weiß, was morgen ist, und nicht ahnt, was es morgen erwartet, und lebt in den Tag hinein.

Das eben ist der Vorzug, den der Mensch unserer Tage in der modernen Weltanschauung genießt, daß er das Wesen und die Struktur der Naturbasis erkannt hat, auf der sein Dasein nicht bloß leiblich, sondern auch geistig sich aufbaut und aufbauen muß. Denn auf diese Unterlage muß er sich verlassen können. Nichts gleicht daher der Wohltat, die der forschende und findende Geist dem Menschen erweisen konnte, als die moderne Erkenntnis, daß er festen Boden unter den Füßen hat. Nicht Willkür und Wunder bringen ihn ins Schwanken. Feststehende Gesetze machen ihn zu der festen Burg des Lebens, von der aus der Mensch getrost die Streifzüge seines Wirkens und Denkens unternehmen kann. Er kann sich verlassen auf die Folgerichtigkeit von Ursache und Wirkung und rechnen mit der Lückenlosigkeit alles Geschehens, die auch auf geschichtlichem Boden, dem Boden der Kultur nachgewiesen ist. Er kann Vertrauen haben in die Gleichmäßigkeit und Geradlinigkeit des Werdens.

Gerade als sittliches Wesen, dem seine Aufgabe in dieser Welt gegeben ist, die er zu lösen hat, und sein Beruf, den er zu erfüllen hat, empfindet er tief den Segen der modernen Weltanschauung, die ihm die Stetigkeit und Sicherheit verleiht, die er für sein Handeln braucht.

Wenn er sich dabei der Abhängigkeit seines Wesens und der Schranken seines Daseins bewußt geworden ist, so ist das nur zum Gewinn,

statt zum Schaden ausgeschlagen. Hat er doch gelernt, seinen Blick von allem Herumirren und Umherschweifen in die Eine Richtung zu fesseln und seine Kraft auf das Erreichbare zu konzentrieren. Und was da zu erreichen ist innerhalb der erkannten Geleise, das beweist die Höhe der Kultur. Und vor uns liegt es doch wie unbegrenzte Möglichkeiten, nur nicht wie phantastische Träume und Wolkenziele. . . .

Das alles habe ich mir sagen lassen müssen gegen meine Idee vom jungen Leben und von der täglich neu aus den Wurzeln aufwachsenden Welt. Und ich habe diese Argumente eingesehen! Eins jedenfalls begreife ich sofort, den Grund, warum das Leben des modernen Menschen so vernünftig und sein Denken so rationalistisch und seine Moral so hausbacken geworden war. Und die ethische Gesellschaft Anhänger gewinnen konnte und ihr Buch über die „Jugendlehre" auch von Leuten Beifall ernten konnte, die den Unterschied zwischen Moral und Religion kennen sollten.

Was die Religion hier soll? Ja, das ist es eben, was ich gegen die lieben Leute, von denen ich mir sagen lassen mußte, auf dem Herzen habe: Sie haben alles mögliche, Weltanschauung und Moral und Vernunft und Verstand, nur eins haben sie nicht: Religion. Denn sie reden zwar viel von Vertrauen und Glauben und zuversichtlichem Leben, aber sie haben ja nicht Vertrauen und Glauben und Zuversicht. Das ist es gerade, was sie nicht haben. Sie haben sich Vertrauen und

Glauben und Zuversicht durch ihre moderne Weltanschauung nehmen lassen. Denn sie haben sich die Tiefe nehmen lassen und die Brunnen verstopfen lassen, aus denen Vertrauen und Glauben und Zuversicht allein fließen kann, was diesen Namen verdient, nämlich die religiöse Überzeugung. So sind sie Moralisten geworden und weniger als das: Pedanten und Philister.

Vertrauen und Glauben und Zuversicht in die Stetigkeit des Weltlaufs und die Berechenbarkeit des Geschehens und die Normalität der Entwicklung — was ist denn das für Vertrauen!

Nein! Seinen Schritt setzen ins Ungewisse und sein Schicksal werfen auf das wogende Meer und seine Segel hissen in das freie Wasser und sich treiben lassen von Wind und Wellen — und doch nicht zaudern und zagen in dem Bewußtsein, daß das Leben höher angekettet ist, als an die ewigen Sternenbahnen oder gar an die dürren Formeln eines mathematischen Weltlaufs — das ist Vertrauen, welches allein so heißen darf. Denn es ist religiöser Glaube.

Und der wurzelt tiefer als in einer vernünftigen Wahrheits- und Wirklichkeitserkenntnis, der entzündet sich nicht an der Beobachtung der Erscheinungen und ihrer Gesetzmäßigkeit. Der sprudelt aus den ewigen Quellen des Daseins, der dringt aus dem Sein, der kommt aus dem jungen Leben.

Und er ist es, der das Leben festmacht und sicher gründet und allem Handeln Halt und

Rückgrat gibt. Denn er schließt den Menschen und die Welt ein in einen ursprünglichen und unwandelbaren, starken und unsterblichen Willen.

Und keines fällt aus dieser Welt,
Und jedes fällt, wie's Gott gefällt.

Nun sagt mir, was moderner ist, der Glaube an die Welt oder der Glaube an Gott?

Dieses sei unmodern? Ich denke, modern ist, was immer und überall und von allen geglaubt worden ist. Modern ist allein das, was über allen Wandlungen und Zeitströmungen bleibt, was nicht heut ist und morgen ist ein anderes, sondern das, was ewig ist. Und ewig ist das junge Leben, denn es ist das Leben der Gottheit. Und der ist der Modernste der Modernen, der an dieses Ewige glaubt und dieses Ewige liebt und in diesem Ewigen lebt. —

Ich wähnte — oder sagtet ihr nicht so? —, ihr hättet euch losgesagt von der Tradition und alle Brücken hinter euch abgebrochen und lebtet frei in der Gegenwart und stelltet euch auf euch selbst? Darum nanntet ihr euch die modernen Menschen. Und nun reiht ihr euch selbst ein in die Tradition der Entwicklung und sucht die Verbindungen eures Daseins mit dem Zusammenhang der Dinge und laßt euch fangen von dem unzerreißbaren Netz des Geschehens, darin ihr wie ein Fisch zappelt, fesselt euch in das Gesetz von Ursache und Wirkung, das die ganze Vergangenheit an eure Fersen heftet, und stellt euch auf die Ober-

fläche der Welt, weil sie so viel sicherer erscheint als der Inhalt eures eigenen Wesens.

Aber vielleicht tut ihr recht und ihr habt das Recht des Widerspruchs auf eurer Seite, weil wohl das Denken, aber nicht das Leben logisch und konsequent ist. Ihr seid Gegenwartsmenschen und seid es doch nicht, ihr macht euch los von dem Gewesenen und könnt es doch nicht loswerden, ihr hebt euch heraus aus der Tradition und steht doch mitten darin. Das ist das Doppelantlitz des modernen Menschen.

Und mir haltet ihr vor: Du lebst im jungen Tage? Aber ist's denn so? Der junge Tag, er kommt nicht und geht nicht. Denn die Sonne steht immer am Himmel und geht nicht auf und geht nicht unter. Heut und morgen, gestern und heut, morgen und gestern — immer dasselbe Eine, das nicht war und wird, sondern ist. Aber du, der du leben willst im jungen Tage, du zählst doch ein Gestern und ein Heute und ein Morgen. Und die Welt, auftauchend täglich neu aus dem jungen Leben, hat doch ein Gestern und ein Heute und ein Morgen. Und das Leben in dieser Welt, jeden Morgen neu aus den Wurzeln wachsend, hat doch eine Entwicklung hinter sich. Und das Leben der Menschheit, jeden Augenblick frisch geboren, hat doch seine Tradition!

Und die Frage: Wie alt das Leben sei — steigt wieder heraus aus den Wassern und zeigt ihr zwiefach Angesicht, das Kinder- und das Greisengesicht. Wie alt das Leben sei? Immer

jung und doch uralt. Denn es ist ewig. Denn es ist Gott.

Aber unser Leben ist nicht ewig, das Menschheitsleben hat seinen Anfang gehabt. Und das ist die Frage, deren Antwort noch aussteht: Woher stammt der Mensch, der Mensch überhaupt, also auch der moderne Mensch? Denn er stammt woher, er müßte an Kurzsichtigkeit und Gedächtnisschwäche leiden, wenn er es nicht zugeben wollte.

Es geht ja nicht danach, was wir wollen, was wir sein oder nicht sein wollen, nicht danach, was wir glauben, was wir von uns glauben oder nicht glauben. Unser Wille und Glaube redet gewiß ein Wörtlein mit, wenn es die Entscheidung unseres Lebens gilt. Denn sie helfen mit, unser Leben zu formen und zu gestalten und geben ihm Inhalt und Richtung. Es ist nicht gleichgültig, wie wir etwas ansehen; denn so ist es für uns, wie wir es ansehen, und so wirkt es auf uns. Aber schließlich kommt es nicht darauf an, was wir wollen oder glauben, sondern auf das Tatsächliche.

Der moderne Mensch mag den Willen haben, frei von allem Herkommen und Überkommen in der Gegenwart zu leben, und mag glauben, daß er es kann und tut. Und diese Stimmung wird auch nicht verfehlen, den modernen Zug seines Wesens zu verstärken und herauszuarbeiten. Aber damit ist keinesfalls die Frage aus der Welt geschafft: Woher stammt das Leben des modernen Menschen?

Er ist nicht erst von heute. In ihm sind

Ströme des Lebens zusammengeflossen. Darum ist es kein Zufall, daß er eine so komplizierte Erscheinung darbietet. Es sind mannigfache und unterschiedliche Leben in ihm zusammengeflossen. Und als was er heute vor uns steht, als der moderne Mensch, dazu hat er sich im Laufe der Zeiten herausgebildet.

Wenn die Schilderung des modernen Menschen, die ich weiter oben versucht habe, zutrifft, dann werden es drei wesentliche Elemente sein, die in ihm sich vereinigen. Und wer genauer zusieht, der wird sie oben schon angedeutet finden.

Das ist — man verzeihe die Fremdwörter, denn sie reden hier am besten und kürzesten —:

Erstens sein Intellektualismus und, was damit zusammenhängt, weil jener ihn befähigt, den Inhalt seines Geistes und damit die Welt sich zu vergegenständlichen, sein Objektivismus.

Zweitens, was als Gegensatz dazu erscheint, aber eben deshalb das Widersprechende im Wesen des modernen Menschen charakterisiert, sein Subjektivismus, der alles aufs Persönliche stellt, und daraus hervorgehend sein Individualismus.

Drittens jenes Element, das wiederum die beiden vorigen auszuschließen scheint, weil es Subjekt und Objekt neutralisiert und in Eins setzt, sein Mystizismus und damit verwandt sein Ästhetizismus.

Woher stammen diese drei Grundrichtungen des modernen Geistes?

Es war gesagt worden: die Geschichte des menschlichen Lebens ist die Geschichte seines geistigen Lebens. Die Geschichte des modernen Menschen wird daher auf der Linie, auf der die Entwicklung des geistigen Lebens bis heute verlaufen ist, zu verfolgen sein.

Darum nicht nach Jahren oder auch Jahrzehnten kann diese Geschichte gezählt werden. Freilich sieht es so aus, als vollziehe sich in unserer raschlebigen und rasch veränderlichen Zeit auch der Wechsel, das Aufkommen und Abtreten, geistiger Richtungen mit fast rapider Geschwindigkeit. Ist es doch kaum ein Zeitraum von zwei Jahrzehnten, der die naturalistische Strömung im Gebiete der Literatur hat auftauchen und verschwinden sehen. Sie hat ihren Einfluß geübt und ihre Aufgabe erfüllt: Sie hat den vorgefundenen Zeitgeist befruchtet und geklärt und ist selbst befruchtet und geklärt worden. Und so in wechselseitiger Beeinflussung der Geister ist etwas Neues entstanden. Teilweise ist auch die Reaktion geweckt worden und hat alle schlummernden Geister der Opposition wach gemacht, und der Umschlag ist eingetreten in dieser oder jener Richtung.

Das alles beweist, daß das Wesen des modernen Menschen nicht aus kurzen, wechselnden Zeitströmungen zu erklären ist. Denn das waren gerade die Modernen, die durch alle diese Wandlungen hindurchgingen, und waren doch im Grunde dieselben geblieben. Also nicht

diese veränderlichen, gleitenden Geistesbewegungen machen das Wesen des modernen Menschen aus. Vielmehr liegt es in der Art, wie er zu ihnen allen sich verhält. Es liegt in seiner persönlichen Verfassung. Deshalb soll man ihn nicht inhaltlich bestimmen wollen und damit auf eine gewisse Summe geistiger Materien festnageln. Nicht die Füllung, sondern das Gefäß kommt in Betracht.

Nun hat einer seiner Hauptvertreter in der Literatur seinerzeit den Naturalismus als einen Stil bezeichnet, den zu schreiben es gerade opportun erschien. Also nicht der Naturalismus als solcher war das Charakteristikum des modernen Bewußtseins, sondern die Methode, sich für besondere Zwecke seiner zu bedienen. Hier darf es nicht heißen: der Stil macht den Menschen, sondern: der Ton ist es, der die Musik macht.

Doch muß dabei so viel zugestanden werden, daß der Stoff nicht ohne weiteres gleichgültig ist, dem der moderne Geist sich zuwendet. Er will sich und wird sich nur das assimilieren, was ihm innerlich zusagt. Ist das aber mit dem Naturalismus der Fall, dann wird sein Auftauchen in bestimmten Zeiten immer ein Fingerzeig sein, der uns überall auf das Vorhandensein einer gleichen oder verwandten geistigen Verfassung hinweist. Und ich behaupte, diejenige geistige Verfassung, die dem Naturalismus entspricht, ist der Intellektualismus. Darum, wo wir jenen finden, werden wir diesen voraussetzen müssen.

Woher stammt der Naturalismus? Diese

Frage führt uns auf einer jahrhundertelangen Linie zurück bis in jene Tage, wo die Zeit in den Wehen lag, um eine neue Zeit zu gebären. Und nach dieser Geburt haben sie ihren Namen: es sind die Tage der Renaissance. Da ging dem Verstande eine neue Welt auf, die bisher vor ihm verschlossen war, obwohl man sie um sich hatte, die weite Welt der Natur. Und die neue Erkenntnis wirkte auf die aus dem dumpfen Schreibstubendunst der Scholastik ins Freie tretenden Geister wie Frühlingsluft, die sie trunken machte, wie ein Taumelkelch, der sie berauschte in dem Gedanken, nun endlich mit der neuen naturwissenschaftlichen Methode der intellektuellen Beobachtung und der Erfahrung den Weg zur letzten Aufhellung des Welträtsels und Lebensgeheimnisses gefunden zu haben.

Das war Anbruch einer neuen Zeit. Und das Ende? Das Ende sind wir! Unsere Zeit, nimmt sie sich nicht aus wie eine Renaissance jener Renaissance? Heute derselbe Kultus des Verstandes, der in der unerhörten Naturerkenntnis den Schlüssel zum Verständnis des Weltwesens entdeckt zu haben meint. Heute dasselbe unbeirrte Vertrauen auf die naturwissenschaftliche Forschung, deren Methode als ausschließlicher Weg zur Erkenntnis, deren Ergebnisse als abschließende Offenbarung empfunden und begrüßt werden — sie allein die Wissenschaft! Heute dasselbe Schlagwort wie damals: Wissen ist Macht. Heute dieselbe Parole wie damals: die

Naturwissenschaft ist die Inhaberin der Wahrheit. Und das alles, das sieht nicht nur so aus, das ist Renaissance der Renaissance. Die moderne Naturwissenschaft ist die Tochter des Humanismus. Mit ihm fängt der Naturalismus an.

Allein, die Renaissance selbst ist, wie ihr Name besagt, keine Neugeburt, sondern Wiedergeburt. Mit ihr ist längst Gewesenes neu erwacht. Sie führt sich selbst auf Früheres zurück. Sie ist die Tochter des griechischen Altertums. In ihm geschah die Geburt der abendländischen Wissenschaft. Und sie wurde geboren als Naturwissenschaft. Denn die erste Form des griechischen Geistes war Naturerkenntnis.

Kein Wunder also, daß dem die geistige Verfassung des Griechentums entsprach. Der Intellekt ist es, der den Griechen macht. Und was den griechischen Menschen auszeichnete, das hat alle nachfolgenden Geister, die in seinem Banne stehen, gezeichnet. Hier haben wir die Linie, auf der die Ausbildung des Menschengeistes sich entwickelt hat. Und das Erbe des antiken Geistes an die Menschheit ist der Intellektualismus.

Wenn er es ist, der das Wesen des modernen Menschen nach der einen Seite hin konstituiert, so hat er ihn der Antike zu verdanken.

Der moderne Mensch ist ein Kind des griechischen Altertums.

Es mag manchem scheinen, als würden durch diese Definition die Wesensbestandteile des modernen Menschen, des Menschen der Neu-

zeit, der nach 2500 Jahren zur Welt kam, allzu weither verschrieben. Wer die geschichtlichen Zusammenhänge des geistigen Lebens seit den Tagen des griechischen Altertums bis heute kennt, den wundert es nicht. Was auch der klassische Hellene über den Betrieb und die Behandlung seiner Geisteserzeugnisse auf dem deutschen humanistischen Gymnasium sagen würde, immerhin ist dessen bloßes Dasein ein Beweis für die Nachwirkung, die von jener Jugendzeit der Menschheit an bis heute geblieben ist. Und je weniger das Gymnasium imstande ist, den Idealismus, wie es vermeint, in seinen Zöglingen zu wecken und zu pflegen, um so mehr hat es den modernen Menschen mit einem weniger rühmenswerten Nachlaß des Griechentums beglückt. Das ist die Vorherrschaft des Verstandes, der Glaube, daß der Intellekt das Wesen und den Wert des Menschen ausmache.

So stark hat die Infektion gewirkt, für die der deutsche Organismus von Hause aus keineswegs disponiert ist, daß die Krankheit des Intellektualismus bis weit in die Schichten des Volkes gedrungen ist, die nicht von der humanistischen Bildung erreicht zu werden pflegen. Denn auf den Gassen kannst du es wie einen Kehrreim zu einem ungesungenen, aber empfundenen Liede hören: Das Wissen macht frei.

Dieser Glaube ist wie ein Gift eingegangen in die Seele des Germanentums, und ich wage nicht daran zu denken, wie weit sie dadurch aus

Urkräftigkeit und Eigenart, aus Heimatboden und Wurzeltiefe herausgerissen worden ist und das Vermögen verloren hat, vom jungen Leben aus ihres Seins und Werdens Schaft und Saft zu nähren.

Wer weiß, auch die Griechen schon sind durch das Aufkommen und Großwerden des Intellektualismus in ihrer Mitte um ihr Bestes betrogen worden. Daß er überhaupt in diesem vielseitig veranlagten und reich begabten Volke hat aufkommen können, würde ein Rätsel bleiben, wenn er nicht als Alterskrankheit diagnostiziert werden könnte. Wunderbare Ironie der Geschichte! Dieses krankhafte Symptom der Degeneration muß genannt werden, um das überkommene Charakteristikum des modernen Menschen zu bezeichnen. Und ich fürchte fast, es gibt solche, die den Mut haben, sich dessen als besonderes Zeichen der Gesundheit zu rühmen. O sancta simplicitas!

Nietzsche, der von seinen Gegnern so bequem als krank Abgetane, hat, wie überhaupt, so auch hier ein feines Organ für das, was gesund ist, besessen. Und was man auch im einzelnen gegen seine Beurteilung des Griechentums einwenden möge, er hat zu einer Revision unserer Stellung zum klassischen Altertum den Anstoß gegeben. Und sie war notwendig.

Was so als klassisches Altertum unter uns lebendig ist und was die ganze Geistesbewegung des Abendlandes bis heute bestimmt und belastet hat, das datiert wesentlich her von drei Männern: Sokrates, Plato, Aristoteles.

Sokrates — inmitten eines untergehenden Staatswesens, umgeben von skeptischen Geistern und haltlosen Volksführern, im Widerstand gegen eine flache und verflachende Aufklärung, im Kampf gegen eine um Geld käufliche Wissenschaft wie eine eiserne Säule und eherne Mauer wider die Fürsten, wider die Priester, wider das Volk im Lande — ja, wenn wir es von ihm sagen könnten! Aber dazu war seine Persönlichkeit nicht groß genug. Er war groß, aber nicht groß genug. Es war in ihm selbst zu viel Niedergang und Aufklärung. Ach, er hat mit der Erziehung zu logischer Begriffsbildung und der Waffe des Wissens dem Untergang steuern und sein Volk erneuern wollen. Und er mußte unterliegen — aber nur, um leider für die Folgezeit Sieger zu werden.

Vielleicht durch den Eindruck seines Todes. Aber sein Tod — mir offenbart er mehr die Verkommenheit der öffentlichen Zustände, als seine eigene Seelengröße. Es ist zuviel Absichtliches und Verständiges, zuviel Lehrhaftes und Scherzfähiges, mit einem Wort: zuviel Griechisches in seinem Sterben. So stirbt kein Märtyrer und kein Überwinder. Was sagt Epiktet von ihm, nachdem er das Leben mit einem Spiel verglichen? „Also konnte auch Sokrates Ball spielen. Wieso? Im Gerichtssaal spielen. Was für ein Ball war damals zur Hand? Das Leben, die Freiheit, die Verbannung, das Gift, der Verlust seines Weibes, das Hinterlassen von Waisen-

kindern. Das war zur Hand, womit er spielte. Aber er spielte nichtsdestoweniger." *Vom jungen Leben.*

Man mag das innere Freiheit nennen, und es ist es auch, aber keine schwer errungene. Und Seelengröße ist es auch nicht, denn sie ist die Schwester des Heldentums. War Sokrates ein Held? Ich habe ihn nie um sein lachendes Sterben beneiden und nie recht bewundern können.

Sokrates, wessen deine kläglichen Ankläger dich beschuldigten: Du verderbest die Jugend, du hast dich vor dem Forum der Masse, das deiner nicht ebenbürtig war, gerechtfertigt. Aber heute stehst du vor einer höheren Instanz, vor dem Gericht der Geschichte und dem darfst du dich unterwerfen, weil es groß genug für dich und gerecht ist. Hier wird die Anklage wieder aufgenommen und du aufs neue schuldig gesprochen: du hast die Jugend verdorben, du hast die Jugend der Menschheit verdorben und hast sie um das junge Leben gebracht. Du warst ein Lehrer, denn in dir steckte ein Schulmeister und die Wissenschaft stammt von dir. Aber du durftest nicht Lehrer der Jugend sein, denn in dir steckte zuviel Greisenhaftigkeit.

Das Hellenentum hatte bis dahin viel mehr aus der Tiefe des Lebens und der Fülle des Lebens seine Seele genährt. Aber Sokrates, so ernst es ihm um die Wahrheit und die Sittlichkeit zu tun ist, hat beidem zu sehr die Tiefe genommen, sachlich und auch formell. Formell schon durch sein ambulatorisches Verfahren, auf Straßen und

Märkten seine Wissenschaft, meinetwegen auch: sein Nichtwissen preisgebend. Sachlich, indem er das Leben auf bloße Einsicht und Vernünftigkeit gründen wollte. Daher man mit Nietzsche urteilen darf: In Sokrates vollzieht das Hellenentum seinen Bruch mit der Vergangenheit und vollstreckt sich die Selbstzerstörung der Griechen. Wohl, er hat die Zersetzung nicht geschaffen, sondern vorgefunden. Aber er hat sie gefördert wider seine Absicht, indem er das Übel an der Oberfläche suchte und darum selbst an der Oberfläche herumdokterte: von der Gesundung des Verstandes erwartete er alles Heil. „Die Vernünftigkeit um jeden Preis die gefährliche, die lebenuntergrabende Gewalt" — so hat Nietzsche den sokratischen Intellektualismus verdammt — mit Recht!

Und in die gleiche Verdammnis setzt er die nachfolgende Philosophie: „Das Erscheinen der griechischen Philosophen von Sokrates an ist ein Symptom der Decadence." Sie haben das Griechentum zerstört, indem sie an Stelle großer und fruchtbarer Instinkte die Herrschaft der theoretischen Vernunft, des Intellekts, errichteten. Sie haben angefangen, trotz aller Betonung des Gleichmaßes die Harmonie der menschlichen Persönlichkeit zu zerstören, und so für alle Zeiten die Mißgestalt mit dem großen Kopf und der kleinen Seele verschuldet. Sie haben die Tiefe des menschlichen Wesens verachtet und das junge Leben als Gesundbrunnen verschüttet. Und durch sie ist diese Sünde des Intellektualismus in die Welt ge-

kommen und ist also zu allen Menschen durchgedrungen.

Man braucht nur den geistesgewaltigen Aristoteles zu nennen, um das zu verstehen. Gewiß, er ist eine Verkörperung des Geistes der Wissenschaft, wie sie die Welt nicht wieder gesehen hat. Aber darum gerade ist das Unheil so groß, das er angerichtet hat. Von der Wissenschaft hat er Kunst und Religion abhängig gemacht und ihnen dadurch die Seele genommen. Denn er hat die Kunst durch Zwecksetzung und Gesetzgebung unter den Bann der theoretischen Erkenntnis gebracht und hat das reine Denken zur Gottheit und Gott zum reinen Denken gemacht. So hat er die verhängnisvolle Gleichung: Wissenschaftlicher Mensch gleich vollkommener Mensch verschuldet.

Wie unheilvoll dieser Lehrer des Abendlandes auf die Zukunft gewirkt hat, ist bekannt. Er hat die Scholastik auf dem Gewissen und den verinnerlichenden Einfluß Augustins unterbunden.

Und niemand soll den Mut haben, seine Ehrenrettung zu versuchen. Selbst der, der den Platonismus nicht preisgeben will, sondern in ihm die Blüte des hellenischen Geistes feiert, kann nicht umhin, zu sagen: Bei Aristoteles tritt wirklich das Ereignis ein, daß ein Denker seine Rasse verleugnet, weil deren Geist zu sehr geschwächt war. Er reißt den Griechen von seiner Heimat los. Er löst die Philosophie los von ihrem reinmenschlichen Urgrunde. Er philosophiert erstmals nur mit dem Intellekte. Er ist der große

Gelehrte und Schöpfer der Wissenschaft, ja, aber indem er die Wissenschaft bereicherte, hat er die Menschheit ärmer gemacht. . . .

Und Plato?

Hier bleibt das Wort des Tadels und der Verurteilung in der Kehle stecken. Er ist darüber erhaben. Er ist der ganz Großen einer, und man scheut sich fast, es überhaupt noch zu sagen. Unter dem Banne seines Geistes stehen wir bis heute. Und jeder, der nicht ganz von dem nivellierenden Zuge der Zeit sich den Glauben an eine höhere Welt, an ein irgendwie und irgendwo vorhandenes Jenseits hat verflachen und nehmen lassen, der ist ein Jünger Platos.

Aber doch . . . es ist nicht anders: das ist seines Lebens Schicksal, sein Glück und sein Verhängnis, daß er den Sokrates zum Lehrer empfing. Er mag ihm die Seele gereinigt und auf Wesen und Wahrheit gerichtet haben, aber er hat ihm zugleich den Enthusiasmus und die sinnliche Frische genommen und statt dessen die Vernünftigkeit eingeimpft. So hat auch Plato der Verbreitung des Intellektualismus Vorschub leisten müssen.

So erhaben und schön die Schöpfung seines Geistes: die Welt der Ideen sein mag, er hat sie geschaffen durch die Tätigkeit des menschlichen Verstandes, und das Ausgeklügelte haftet ihr an. Sie ist keine unmittelbare Offenbarung. Sie ist gewonnen auf dem Wege der Abstraktion aus der sinnlichen Wirklichkeit. Denn sie ist schließ-

lich nichts anderes als die Begriffswelt, die Sokrates auf dem Wege des logischen Denkens zu bilden angefangen hatte, nur losgelöst von dem menschlichen Geiste gedacht und in übersinnliche Sphären erhoben. Und nun erst, nachdem er sie so zur urbildlichen und vorbildlichen Welt der ewigen Mustergestalten gemacht hatte, konnte ihr Schöpfer die Selbsttäuschung begehen, sie als die objektive und uranfängliche Wirklichkeit zu denken, zu der die erfahrbare sinnliche Wirklichkeit sich verhält wie ein Abgeleitetes und Sekundäres.

Man hat diese Entstehung zugeben müssen, aber man hat aus der Schwäche eine Tugend gemacht, indem man sagt, „daß diese Wesenheiten den bezaubernden Reiz ihrer vormaligen sinnlichen Wirklichkeit geheimnisvoll mit sich nehmen". Allein diesen Eindruck verdanken sie nur dem künstlerischen Genie ihres Meisters, der seine abstrakten Gebilde mit dem Zauberglanz der Schönheit und Reinheit umkleidet hat, wie ihn sein Geist ausstrahlte. Wer ihnen ohne diesen Zauberer und Künstler naht, der wird nichts als die Blässe und Blutleere des reinen Gedankens entdecken, die sie in ihre ferne Wohnung mit hinaufgenommen haben. Sie sind und bleiben Abziehbilder des menschlichen Denkens und werden nie Eingebungen der lebendigen Gottheit und Kinder des jungen Lebens.

Es nutzt nichts, daß ihr Urheber ihnen Abstand und Unnahbarkeit, gänzliche Unberührtheit mit allem, was diesseitig ist, zuspricht, es ver-

schlimmert nur die Lage, denn damit hat er nun auch dem Menschen den Weg zu ihnen abgeschnitten. Man kann sie nicht erfahren oder erleben, es gibt nur eine Möglichkeit: man kann um sie wissen, man kann sie schauen. Und in dieser Anschauung soll sich die Sehnsucht nach ihnen und die Liebe zu ihnen entzünden. Aber wer mag denn diese ruhevollen, wandellosen, reinen Formen des wahrhaften Seins lieben! Und wenn wir fragen: Wo kann man sie wenigstens schauen, dann bleibt nur die eine Antwort: Im Intellekt.

So sind wir schließlich doch wieder beim Intellektualismus angelangt, diesem unheilvollen Erbe der Antike an die Nachwelt.

Und wenn es sich um mehr als ein bloßes Wissen, wenn es sich um ein intellektuales Schauen bei dem handelt, was Plato fordert — gut, so haben wir hier das, was ich den Objektivismus nannte, diese Fähigkeit, die Welt und Überwelt aus den lebendigen Beziehungen zur menschlichen Persönlichkeit herauszunehmen und zum Gegenstand unpersönlicher Betrachtung zu machen. Wahrlich ein wertvolles, nicht hoch genug zu schätzendes Vermögen, unentbehrlich menschlicher Geistestätigkeit, aber doch Mittel und nicht Zweck, nicht das Höchste und Letzte, was der Mensch an Kräften und Gaben besitzt. Das Wesen des Menschen muß viel reicher und tiefer sein. Es will und soll nicht aufgehen in Schauen und Betrachten. Es soll und will leben. Der Mensch

hat ein Herz, das in Leid und Lust schlägt, und ohne das er kein Mensch ist. Der Mensch hat eine Seele, die weint und lacht und hofft und bebt und wünscht und liebt und glaubt. Der Mensch und sein Leben ist nicht bloß Objekt, sondern Subjekt. Er steht in tausendfältigen, lebendigen Wechselbeziehungen zur Welt. Und wer will sagen, daß die Welt bloß Objekt sei! Sie stirbt, wenn sie nur Objekt ist. Sie ist vielmehr Subjekt, das mit dem Menschen handelt und umgeht. Die Welt hat Seele genug, die zu ihm spricht, ihn tröstet und kränkt, ihn ängstet und beseligt.

Aber über die Welt hinaus, an der Grenze der Übersinnlichkeit und Jenseitigkeit, da fange das reine Schauen an? Und der erniedrigt doch nur die obere Welt, der sie zum bloßen Objekt herabsetzt. Sie, wenn überhaupt etwas, ist vollkommen und ganz Subjekt. Sie ist Schöpferin und Lebenspenderin, sie ist lebendiger, bewegender, wirkender Geist. Sie ist nie bloß reines Sichselbstdenken, sondern Wille zur Welt, nie bloßes An-sich-Sein, sondern Für-uns-Sein. Sie ist ja nicht über dieser Welt, sondern in der Welt und jedenfalls mit der Welt. Sie ist der Urgrund alles Lebens, sie ist das junge Leben selbst. Und der wird sie am tiefsten nicht geschaut bloß, sondern erlebt haben, der sie Vater genannt hat.

Ich weiß nicht, ob so zu glauben und zu reden für modern gilt. Aber die Modernen sind nicht immer die Modernen. Und da ist das wahrhaft

Moderne zu entdecken, wo der Objektivismus von dem Subjektivismus verdrängt wird.

Den Subjektivismus hatten wir als Wesenszug des modernen Menschen hingestellt.

Was unter Subjektivismus hier verstanden wird, ist schon oben angedeutet worden, als das abschließende Wort über den Intellektualismus und Objektivismus gesagt wurde, das zugleich zum einleitenden Wort für die folgende Betrachtung wurde.

Woher stammt der Subjektivismus des modernen Menschen?

Genau genommen, man kann nicht von einer Entwicklung des Subjektivismus reden. Denn er ist kein System und keine Weltanschauung. Man wird auch vergeblich in der Geschichte nach dergleichen suchen. Und es wäre ein Widerspruch in sich, wenn er selbst so etwas aufstellen wollte. Ist es doch sein Wesen, daß er nichts von Weltanschauung wissen will. Er ist vielmehr eine Geistesrichtung, noch besser: eine Willensrichtung, nichts inhaltlich Bestimmtes, sondern eine Art und Form, zur Welt und zum Geschehen und zu aller vorhandenen Welterkenntnis Stellung zu zu nehmen. Er ist ein Verhalten.

Ein gleiches ließe sich freilich auch vom Objektivismus und Intellektualismus behaupten und ist auch oben allgemein behauptet worden. Aber sie haben doch eine Weltanschauung geschaffen, die im Gange der Geistesgeschichte konkrete Gestalt angenommen hat und objektiv

geworden ist. Und nahe liegt es, daß der Intellekt nach seiner Verfassung und Eigenschaftung überall, wo er angewendet wird, innerlich und wesentlich verwandte Erkenntnissysteme hervorbringt, wenn er nicht aufs Einzelne, sondern auf das Ganze der Welt sich richtet. Dagegen ist der Subjektivismus gerade die Art und Weise, alles in Beziehung zu der einen eigenen Person zu setzen, sich auf sich selbst zu stellen und den einzelnen zum entscheidenden Subjekt des Denkens und Handelns zu machen. So kommt er nie zu einem einheitlichen System und kennt keinen allgemeingültigen Standpunkt, sondern bei ihm entscheidet sich jeder für die eigene Person und entscheidet sich von Fall zu Fall. Er hat etwas Aphoristisches an sich.

Wer sich in der modernen Welt umsieht, der findet leicht Typen und Vertreter dieses Subjektivismus. Und nicht bloß einzelne Exemplare, sondern gleichsam ganze Gattungen. Hat man doch in ihm das hervorstechende Merkmal für ganze Gruppen der modernen Geisteswelt sehen wollen und sie von gegnerischer Seite wegen ihres „schrankenlosen Subjektivismus" angeklagt. Aber das ist noch erst festzustellen, was größeren Schaden angerichtet hat: diese architektonisch korrekten und komplet ausgestatteten Lehrgebäude, die das Leben belasten, diese objektiven Wahrheiten, die den Menschen kalt lassen, diese Autoritäten und absoluten Instanzen, die für alle ohne Rücksicht auf persönliche Eigenart und Er-

fahrung gelten sollen — oder die Einsicht in die Relativität alles Geschehens und alles Denkens und die Anerkennung der frei gewonnenen Überzeugung und die Achtung des persönlichen Erlebnisses. Auch hier muß es heißen: Was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele. Die letzte Instanz und Norm für den Menschen ist schließlich er selbst. Denn niemand kann es ihm abnehmen, er muß sein Leben selbst leben und zusehen, wie er sich da zurechtfindet und wie weit er kommt. So werden ihm alle Wahrheiten zu Lebenswahrheiten und alle Fragen zu Lebensfragen. Und ich wüßte nicht, was ihm höheren Gewinn für sein inneres Leben bringen könnte. Weil es Lebenswahrheiten sind, fordern sie nicht bloß seinen Verstand, sondern rufen seinen ganzen Menschen in die Schranken, und weil es Lebensfragen sind, interessieren sie ihn nicht bloß, sondern müssen mit der eigenen Person und für die eigene Person gelöst werden. Und weil es Lebenswahrheiten und Lebensfragen sind, können sie nicht ein für allemal entschieden werden, sondern werden immer aufs neue erlebt und fordern jedesmal wieder zu persönlicher Entscheidung heraus. Was wird das für eine reiche, starke, freie Seele werden, die nimmer ruht und immer bewegt ist, die nie fertig ist und immer lernt, die an nichts sich bindet und immer den festesten Halt sucht.

Man wird sagen müssen: Der Subjektivismus

liegt nicht in der Sphäre des forschenden Verstandes und der denkenden Vernunft, sondern gehört in das Gebiet des Willens, in das Revier der innerlichen Überzeugung und auf den Boden des ethischen Verhaltens.

Hier ist der Ort, wo das Ideal der inneren Freiheit auftaucht. Man hat es auch im Bereich des Intellektualismus gesucht und in der Lebensauffassung der griechischen Philosophen gefunden. Und sofort wird man an Sokrates etwa und die Stoiker denken. Aber ihre innere Freiheit war ein Produkt der Erkenntnis und des Nachdenkens und hatte daher eine sehr reflexionsmäßige und nüchterne, oft ausgeklügelte und unnatürliche Lebensform zur Konsequenz, die ans Philisterhafte und Pedantische streifte. Sie blieb an der Oberfläche haften und man kann sie nicht immer ernst nehmen.

Der Subjektivismus unserer Zeit ist anderer Art und wächst auf einem anderen Boden, als dem des Verstandes. Dazu ist er zu ernsthaft und zu wahrhaft. Vielleicht nicht bei allen, aber wir sprechen nicht von dem, was Mode, sondern was modern ist. Und schließlich entscheidet die Frage, ob der Subjektivismus ein Erzeugnis der griechischen Kultur darstelle, sich ganz einfach durch die Tatsache, daß der griechische Geist viel zu objektivistisch dachte, als daß er ihn hätte hervorbringen können. Denn auch das andere, was mit ihm zusammenhängt, der Individualismus, ist dem klassischen Altertum eine so gut

wie unbekannte Erscheinung gewesen. Und ohne mich auf einen näheren Nachweis einzulassen, berufe ich mich auf die Bemerkung Eduard Zellers, daß der schärfere Begriff der Persönlichkeit Plato und Aristoteles fehlte.

Subjektivismus und Individualismus hängen aufs engste zusammen und bringen dieselbe innere Stellungnahme zum Ausdruck, nur unter verschiedenen Gesichtspunkten betrachtet. Und da der Name Subjektivismus, soviel ich im Augenblick feststellen kann, keine lange Geschichte hinter sich hat, so wird es zweckmäßig sein, zu fragen: Woher stammt der Individualismus des modernen Menschen?

Es wird nicht Zufall und Willkür sein, wenn mir hier zuerst der Name Goethes in den Sinn kommt. Aber so sehr es auch den Tatsachen entspricht, wenn das moderne Bewußtsein sich auf ihn zurückführt, so sehe ich von ihm aus wohl den Weg in die Folgezeit, aber nicht rückwärts. Ich wüßte nicht, auf wessen Schultern er seinerseits stehen könnte. Und wenn daraus der Schluß gezogen werden sollte, daß in ihm eben die Entwicklung anbrach, in der sich der Individualismus ausbildete, so widerspricht dem das gleichzeitige Vorhandensein anderer ausgesprochener Individualisten neben ihm.

Wiederum genügt es nicht, um eine fortlaufende Entwicklungslinie aufzuzeigen, daß man einzelne sporadisch auftauchende Typen in der Geschichte entdeckt. Ihre Erscheinung bezeugt

nur das eine, daß der Individualismus nicht von heute und von gestern ist.

Für unseren Zweck ist es notwendig, in den einzelnen und vereinzelten Repräsentanten, wie sie hier und da in der Geschichte sich herausheben, nur die stärksten und höchsten Wellen einer zusammenhängenden Strömung nachzuweisen. Und ich glaube, daß dies möglich ist.

Der Individualismus ist nicht bloß mit einzelnen starken Geistern zutage getreten, die wie isolierte hohe Wipfel über das Niveau hinausragen und über die Köpfe der anderen hinweg sich die Hände reichen. Ich sehe vielmehr eine ununterbrochene Bewegung, in der der Individualismus von vergangenen Tagen an bis heute mächtig gewesen ist und die Menschen ergriffen und beseelt hat, die in ihr standen. Und was da die Menschen, auch die kleinen und namenlosen, für die kein historisches Zeugnis eintritt, zu Individualisten gemacht hat, die bei aller inneren Demut ihren Eigenwert erkannt und ohne viel Lärm und Aufsehenmachen an die unverlierbare Bedeutung ihrer Person geglaubt haben, das war die persönliche religiöse Überzeugung.

In ihren Reihen gab es große Menschen, starke Persönlichkeiten, aber sie haben sich nicht nur untereinander, sondern mit allen ihren Nebenmännern verbunden gewußt.

Einer von diesen Großen, der uns noch ganz nahe steht und uns heute noch beeinflußt, ist Schleiermacher. Kann es zufällig sein, daß er, der

als ein Meister der religiösen Psychologie der Religion — man kann sagen: zum erstenmal — ihren notwendigen Platz im Gesamtorganismus des menschlichen Bewußtseins angewiesen hat, zugleich die Selbstherrlichkeit des Einzelgeistes aufs stärkste betont hat? Und mit beidem, das aufs engste zusammenhängt, hat er über Zeiten der Erstarrung und Verflachung hinweg wieder die Verbindung hergestellt mit jenen großen Tagen, in denen das wiedergeboren war, was in seiner Gestalt zu neuem Leben erwachte: die religiöse Persönlichkeit. Denn wenn Schleiermacher auch seinen Zeitgenossen wie ein Entdecker unbekannter Seelengründe erschien, so hat er doch nur das Wesen einer Sache entdeckt, die damals schon vorhanden war. Es ist fast, wenn er die Selbständigkeit und Unabhängigkeit des religiösen Bewußtseins von allen außer ihm liegenden Autoritäten und die Selbstgewißheit der Persönlichkeit beschreibt, als zeichne er damit die inneren Elemente einer Gestalt, die in den höchsten Augenblicken und letzten Motiven ihres Daseins in diesen Elementen gelebt hat und dadurch der Schöpfer der neuen Zeit geworden ist, so unmodern sie auch in dem Umkreis ihres Wesens war, ich meine: die Gestalt des Reformators Luther. Wieviele seiner Worte auch dagegen zeugen mögen, das eine zeugt dafür, das er in Freiheit gesprochen hat: Der Christenmensch ein freier Herr aller Dinge und niemand untertan. Er ist nachmals und oftmals eng, fast kleinlich

gewesen und hat die Unmittelbarkeit seines inneren Wesens verleugnet, aber selbst da hat er den ganzen Trotz und das Selbstbewußtsein einer in sich geschlossenen und selbstsicheren Individualität offenbart. Ob er sich über sein Wesen klar war und somit ein bewußter Vertreter des Individualismus genannt werden könnte, tut nichts zur Sache. Daß er es tatsächlich war, macht ihn zum Vorläufer des modernen Menschen.

Von ihm führt die Linie — und er selbst hat sie gezogen — zurück auf die großen Mystiker des Mittelalters, von denen einige herauszuheben ich mir versage. Daß sie ihrer inneren Verfassung nach hierher gehören, steht außer Zweifel.

Und daß es nicht willkürliche Wege sind, die hier eingeschlagen werden, Verbindungen, die der Theorie zuliebe geschlungen werden, dafür bürgt die Tatsache, daß sie alle, deren Reihe wir rückwärts verfolgen, den Geist des Einen verspürt haben, der, obwohl am Anfang des Mittelalters stehend, das er beginnt, dennoch der Pförtner der Neuzeit gewesen ist, der, den man mit Recht den ersten modernen Menschen und den Urheber des modernen Denkens genannt hat: Augustin. In ihm hat die Menschheit angefangen, die Wahrheit in dem eigenen Erleben zu entdecken. Er ist ausgegangen von der Selbstgewißheit des bewußten Einzelgeistes und der inneren Erfahrung und hat im Willen den Lebensgrund der geistigen Persönlichkeit gefunden. In ihm hat der Subjektivismus zum erstenmal seine Augen aufgeschlagen,

denn er hat als der erste die dem Altertum fremde Welt der Innerlichkeit geschaut.

Und doch — seine Erscheinung weist, wenn nicht auf das klassische Altertum, so doch auf eine andere Stelle der alten Welt hin, freilich dahin, wo sie neu geworden ist. Der letzte Schritt ist noch zu tun. Denn was in Augustin war und nach langer Irrfahrt über das Geistesmeer seiner Zeit ihn sich selbst wiedergegeben hat, das sagt das Wort, das im Anfang seiner „Bekenntnisse" steht, und sein Selbstbekenntnis ist: Herr, zu dir hin sind wir geschaffen und unser Herz ist unruhig in uns, bis es ruht in dir. Und diese Ruhe hat ihm der Eine gegeben, dessen Gestalt schon längst in der Ferne sichtbar war, den sie alle, die sich hier die Hand gereicht haben, ihren Meister nennen, dessen Jünger und weiter nichts als seine Jünger sie alle sein wollen: Jesus von Nazareth. . . .

Ich bin gewiß: der Individualismus des modernen Menschen — wenn er eine Geistes- und Willensverfassung geworden ist, die nicht auf einzelnen Namen steht, sondern eine Zeitströmung darstellt, dann ist es die christliche Religion, der er sein Dasein schließlich verdankt. Sie hat die Geister dazu disponiert, sie hat die Willen dazu erzogen, sie hat die Seelen dafür geweckt. Zugegeben, die Kirche hat die Gewissen geknechtet und die Individualität unterdrückt, aber religiöser Glaube, gerade wo er mehr war als verstandesmäßige Überzeugung, hat noch immer die Men-

schen innerlich frei gemacht. Und für die abendländischen Völker kann nur die christliche Religion in Betracht kommen.

Darum, wenn irgendwo, liegt hier die Geschichte des Individualismus. —

Und nun noch einmal: Goethe! Sie sagen, er ist der Meister und Schöpfer des modernen Bewußtseins. Und ich sage dazu: Wenn es etwas gegeben hat, was diesen unabhängigen und selbständigen Charakter, diesen wie aus den Wurzeln des Lebens neu aufgewachsenen Menschen religiös und ethisch hat bilden und die innere Freiheit seiner Persönlichkeit hat schaffen helfen, dann müssen die Gestalten der Bibel genannt werden und daneben Zeitgenossen, die von ihrem Geiste beseelt waren.

Die Bibel die Urkunde des Menschengeschlechts, auch des modernen Menschengeschlechts, gleichviel, ob es das glaubt oder nicht. Wir würden nicht sein, wenn sie nicht wäre; wir würden nicht so sein, wie wir sind, wenn die Persönlichkeiten nicht wären, von denen sie Kunde gibt, deren Selbstzeugnisse in ihr gesammelt sind.

Ihre Geschichte schließt ab mit dem Anbruch der neuen Menschheit, denn sie läuft auf Jesus hinaus. Er ist der letzte und wiederum der erste. Nach ihm drängt der Strom ins Breite. Aber hinter ihm tauchen die Umrisse anderer Gipfel auf, von deren Quellen die Wasser flossen, bis sie in ihm zum Strome wurden. Das sind die

Männer, von denen einer gesagt hat: der unbedeutendste unter ihnen, der ganz vergessene sogar, darf sich rühmen, zu dem Bau einer noch andauernden Zukunft einen Stein herbeigeschafft zu haben.

Die Propheten Israels, man braucht sie nur zu nennen — aber nein, man kennt sie ja nicht, doch sollte man sie kennen: dann würde man einsehen, daß sie der Menschheit mehr gegeben haben, als die Antike — der Menschheit! Denn sie braucht nicht nur Denker und Deuter, sie braucht mehr, sie braucht — da fehlt das Wort, und der Mangel der Sprache weist auf den Mangel der Sache hin, daß die Menschheit zu wenig derer hat, die da leben, dieses Leben wirklich leben können. Und während ich dieses sage, fällt mein Auge auf eine Druckzeile, in der es heißt: Nicht wo Techniker der Form am logischen Gewande des Weltbegriffes bosseln, nur da, wo einsame Herzen um den letzten Sinn und Wert des eigenen Lebens ringen, entspringt ein echtes Philosophieren.

Als hätte er an euch gedacht, der dieses schrieb, an euch, an die kaum einer denkt, weil ihr nicht klassisch, sondern biblisch seid. Ja, ihr Propheten Israels, was wart ihr für große, echte Philosophen! Wahrlich, ihr habt euch Gedanken gemacht über die Welt, aber nicht, um euer logisches Bedürfnis zu befriedigen, sondern um innerlich mit ihr zurechtzukommen. Und eure Gedanken habt ihr mit eurem Herzblut nieder-

geschrieben. Eure Worte sind nicht immer wohlgesetzt, und ihr Stil ist nicht immer flüssig. Denn der Sturm hat sie aus eurer Seele gerissen, stückweise, und hat sie hingeworfen, wie er die Wogen auf den Strand wirft. Euch war nicht, wie jenen, „viel Leben im All, das bunt schillert und nicht aufhört, schöne und wohlgestalte lebendige Spielwerke hervorzubringen", euch war das Leben bittrer Ernst. Ihr habt mit den Geheimnissen des Lebens gerungen, aber nicht im Hirne, wo leicht beieinander die Gedanken wohnen, sondern in der rauhen Wirklichkeit, wo hart im Raume sich die Sachen und die Menschen stoßen. Ihr wolltet ja nicht die Theorie des Lebens ausklügeln, sondern die schwere Praxis des Lebens lernen und lehren. Ihr habt mit dem Leben selbst gerungen, mit eurem Leben und dem Leben eures Volkes. Ihr habt die Wahrheit des Lebens gesucht, um Lebensgrundsätze daraus zu schmieden. Ihr habt euch dem losen Leben in den Weg gestellt und mit dem falschen Leben gekämpft. Da seid ihr zur eisernen Säule, zur ehernen Mauer geworden im ganzen Lande wider die Könige Judas, wider ihre Fürsten, wider ihre Priester, wider das Volk im Lande. Was wart ihr für große, echte Philosophen, einsame Herzen, die um den letzten Sinn und Wert des Lebens ringen!

Die Griechen mögen Lebenskünstler, Lebensspieler gewesen sein, die Propheten Israels waren Lebensleber. Die Griechen mögen humaner gewesen sein, die Propheten Israels waren mehr

Menschen! Darum waren sie auch mehr für die Menschen.

Und doch waren sie keine Diener der Menschen, sondern waren sich selbst zu eigen. Jeder sich selbst zu eigen. Denn jeder suchte für sich selbst die Wahrheit und den Weg des Lebens.

Sie waren Subjektivisten. Denn so war es eben nicht, daß die Wahrheit feststand wie eine Lehre, die man sich nur anzueignen brauchte. Als hätte es eine bestimmte Offenbarung gegeben, deren Inhalt dogmatisch festgelegt war. Das Gesetz Mosis etwa. Aber daran kann kaum noch ein Zweifel sein, daß es noch nicht da war, sondern erst in ihrer Mitte herangereift und erst am Ende der Prophetenzeit gebucht worden ist. Jedenfalls haben es die Propheten nicht vorausgesetzt. Natürlich gab es eine Tradition, die sich auf Moses zurückführte, eine Tradition namentlich über sittliches Verhalten, kultische Ordnung und bürgerliches Leben, die teilweise auch schon schriftlich fixiert war. Aber die Propheten waren die letzten, die sich ihr einfach unterwarfen, sie haben vielmehr durchweg gegen die Veräußerlichung geeifert, die der gebräuchliche Gehorsam gegen sie mit sich brachte. Und mit flammenden Worten haben sie den Willen Gottes verkündigt, wie sie ihn erkannt hatten.

Wenn es anders gewesen wäre, wenn sie die Summe des Glaubens in fester, fixierter Form vorgefunden hätten, sie hätten nicht mehr auf der Warte gestanden und mit Anspannung jedes Nervs

ihres Wesens auf neue Kundgebung Gottes gelauscht und um die Erkenntnis der Wahrheit gefiebert. Ihre Wahrheit war Lebenswahrheit, jeder erlebte sie neu. Sie waren Subjektivisten, denn sie waren Urheber neuer Offenbarung. Und es hätte nicht jeder Gott in seiner besonderen Weise erlebt, Jesajas anders als Jeremias, Amos anders als Hosea. Nicht selten haben sie jeder einen anderen Gott gewonnen und sich in ihrer Glaubenserkenntnis widersprochen oder korrigiert. Sie haben ja nicht einfach das Protokoll über die Gotteserlebnisse ihrer Vorgänger übernommen, genehmigt und unterschrieben. Sie haben jeder für sich selbst und auf sich selbst gestanden. Sie sind jeder sein eigener Gewährsmann und Beglaubiger gewesen.

Und ob sie gleich überzeugt sein mochten, daß sie alle denselben Gott und dieselbe Wahrheit hätten, ihrer individualistischen Methode des Erlebens mußte auch ein individualistisches Resultat entsprechen. Weil darum das Resultat nicht bestand in einer Summe von Verstandeserkenntnis und Lehrsätzen, sondern in Gotteserlebnissen und Lebensgrundsätzen, sind sie diese eigenartigen, selbstgewissen, innerlich freien und in sich abgeschlossenen Persönlichkeiten geworden — Individualisten.

Mit diesen Eigenschaften sind sie die Vorläufer Jesu gewesen. Denn er hat sich in die Geistesbewegung und Lebensströmung hineingestellt, die von ihnen herrührt.

Auf den Grund und Kern seines Wesens gesehen, war er anders als sie und doch derselbe wie sie. Darum würde es nicht zu kühn sein, zu sagen: auch Jesus und er vor allen gehört in die Reihe der Subjektivisten und Individualisten — wenn es nur nicht diese Fremdwörter wären! Sie haben vor ihm einen Mißklang, sie disharmonieren mit seinem Wesen. Er war eben keiner von den -isten, sondern selbst einer, nicht dies oder das, sondern selbst etwas. Er lebte aus der Tiefe seines eigenen Seins. Er lebte ein neues, einzigartiges, neu gewachsenes Menschheitsleben. Er lebte vom jungen Leben aus. Darum war er das, was die Fremdwörter sagen. Jesus der erste moderne Mensch!

Wer das einmal erkannt hat und seine Persönlichkeit so verstanden hat, der hat ihre Bedeutung für alle Zeiten und gerade auch für das Suchen unsrer Zeit erkannt. Und er läßt sich nicht mehr irremachen, wenn einer kommt und die christliche Religion aus dem modernen Leben streicht, weil sie ihren Bedürfnissen sich versage darum, daß sie den individualistischen Charakter nicht habe, den eine moderne Religion brauche. Denn daß ein einzelner Ausspruch Jesu, wie der: Was Nutzen hätte der Mensch, so er die ganze Welt gewönne und verlöre sich selbst — keine Beweiskraft hat, um vom Christentum zu behaupten, daß es den unendlichen Wert der einzelnen Menschenseele erkannt habe, das ist selbstverständlich und unter allen Verständigen eine längst ausgemachte

Sache. Aber darum ist auch mit seinem Wegfall nicht das Gegenteil bewiesen. Vielmehr entspricht die Deutung des Ausspruches im individualistischen Sinne durchaus der Grundanschauung des Christentums. So ist er die Zusammenfassung alles dessen, was Jesus vom Menschen gehalten hat. Denn so hat er von sich selbst gehalten.

Trotz allem: die christliche Religion ist im Unterschied von allen anderen Religionen des Altertums die individualistische Religion, denn sie ist die Religion, die den Menschen zu sich selbst bringt und sich selbst finden läßt. Und das tut sie, indem sie das Gewissen des Menschen weckt und die Entscheidung über sich selbst seinem freien Willen anvertraut. Sie gibt ihm den Gott, der der Vater ist und die Menschen zu seinen freien und freiwilligen, gottvertrauenden und selbstverantwortlichen Kindern haben will.

Wenn es nicht so wäre, wie hätte sonst der christliche Glaube so viel Persönlichkeiten, so viel Individualisten in seiner reichen Geschichte aufzuweisen! . . .

Wir fassen zusammen und wiederholen die Frage nach dem Ursprung des modernen Menschen, soweit er auf die Seite des Subjektivismus und Individualismus gehört, um die Antwort zu geben: Diese Strahlen seines Wesens leuchten auf ostwärts von Griechenland und kommen her aus dem Orient. Es ist das Erbe, das uns die Semiten durch das Volk Israel in seinen besten Geistern und in dem Einen hinterlassen hat, der nicht

bloß einem Zweige, sondern der Menschheit angehört. —

Griechentum und Christentum haben uns zu dem gemacht, was wir heute sind — in langer, zäher Schulzeit, anhebend schon bei den jungen germanischen Völkern, als sie aus der Dämmerung ihrer geschichtslosen Vorzeit in das helle Licht der Geschichte auf den Boden der antiken Welt traten. Ihnen wurde die Kirche, die Hüterin des christlichen und griechischen Erbes zugleich, Erzieherin. Nicht leicht haben sie es ihr gemacht. Denn ihre Herzen flogen ihr nicht zu, weil sie zugleich Herrin sein wollte.

Und ihr eigenes Herz, das Herz der Kirche, war zwiespältig: Griechentum und Christentum in Einer Seele — eine unnatürliche Verbindung! So auch mit zwiespältiger Seele schickte sie ihre Zöglinge ins Leben und in die Geschichte. Und immer wieder strebten die verbundenen Elemente auseinander, und bald dem einen, bald dem anderen wandte sich die Liebe des germanischen Wesens zu. Beide haben um den Besitz des germanischen Geistes geworben.

Das germanische Wesen und der germanische Geist — wir waren ja nicht Griechen und waren nicht Semiten. Wir waren ja selbst etwas und hatten unser Eigenes: die eigene Natur. Das war das Zäheste an uns. Und ist es noch.

Hier tritt das dritte Element hervor, das den modernen Mensch macht. Man kann es das

germanische Element nennen, denn so sehr auch Kelten und Slawen teilhaben am modernen Bewußtsein, so sehr auch Romanen und Semiten die moderne Art mitmachen und teilweise ihre lautesten Herolde sind — was an dem modernen Wesen wurzelecht ist und dem Gesetz der Schwere folgend sich in die Tiefe senkt, was zu dem Leichten und Losen, das sich an der Oberfläche als das Moderne gebärdet und ist nicht modernes Menschentum, sondern modernes Geckentum, das Schwergewicht abgibt, das für immer Erworbene und Unverlierbare, was keine Laune der Mode und des Geschmacks mehr anrührt und erreicht, was der Menschheit in Fleisch und Blut übergegangen ist und übergehen wird, das Fundamentale und Wurzelhafte des modernen Menschen — das liegt im germanischen Wesen verankert.

Oder . . . ist es gar so, daß das germanische Wesen selbst das dritte Element im modernen Menschen bildet?

Und das wäre die erlösende Formel für den modernen Menschen: Griechentum und Christentum aufgepfropft auf die germanische Urnatur?

Was ist das: die germanische Urnatur? Doch wohl das, was die Rasse konstituiert und differenziert. Aber um Rassenfragen mag sich mühen und kümmern, wer will. Vielleicht, alles liegt daran, und alles kann dadurch erklärt werden, das ganze Völkergeschiebe und Kulturgemenge, das Aufsteigen und Versinken der Reiche, die politischen und wirtschaftlichen Kämpfe, nationale

und religiöse Bewegung, kurz, das ganze Problem der Erdgeschichte, mag sein! Aber eben nur der, der umgekehrt die Erdgeschichte erklärt hat, der hat den Schlüssel zur Lösung der Rassenfrage gefunden. Wer darauf warten will, wird graue Haare darüber kriegen, und mit grauen Haaren löst man keine Urprobleme mehr. Ihnen gegenüber versagt die nüchterne Wissenschaft und die Erfahrung. Sie verlangen Inspiration und Intuition, Jugendinstinkt und Naivität.

Was kein Verstand der Verständigen sieht,
Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüt.

Germanische Urnatur — mir ist, als müßte ich dich erfühlen und erfassen. Denn du bist auch in mir oder ich bin in dir. Meine Väter und Vorväter, in den Waldbergen hausend, weltferne Pflüger der Erde, naturnahe Erhalter der Rasse, haben dich mir vererbt. Ich lebe in dir. Aber nicht mehr Pflüger der Erde und der Natur nahe. Selbst schon umgepflügt und der Natur entfremdet durch Griechentum und Christentum.

Meine Väter und Vorväter haben sie gehabt und eure Väter und Vorväter, ihr Landsleute. Und doch weiß ich keine Geschichte der germanischen Urnatur zu schreiben. Die Natur hat keine Geschichte. Sie ändert sich, sie zersetzt sich, sie verbindet sich, sie kompliziert sich, sie zerfällt und löst sich auf. So geht's auch mit der Natur des Menschen, mit der Natur der Rasse, mit der Natur des Volkstums. Geschichte ist da nicht.

Aber unsere Väter, ihre Vorväter, deren Ur-

väter sind nicht Autochthonen, nicht diesem Erdstrich entsprossen. Sie haben ihre Natur mitgebracht.

Woher stammt die germanische Urnatur?

Sie ist nicht diesem Erdstrich entsprossen. Aber sie ist autochthon, ist wie aus Erde geknetet. Denn sie ist schwer wie Erde. Schwer und langsam fließt das Blut durch die Adern. Schwer und langsam geht das Denken und das Handeln. Sie nimmt das Leben nicht als leichtes Spiel, sondern als schweren Ernst. Das Tragische liegt ihr mehr als das Komische. Sie kennt keine Komiker und Komödianten. Ihre Komiker sind Melancholiker, und wo sie lacht, da lacht sie unter Tränen. Sie hat keinen Witz und kein Wortspiel, sie hat den Humor, und ihr Scherz grenzt an den Ernst.

Sie kann nicht plaudern und sprechen, denn sie hat eine schwere Zunge. Sie wägt das Wort, ehe sie es wagt. Und wenn sie in Worten sprudelt, dann ist es ihr nicht um das Reden, sondern um die Sache zu tun. Und dann hat sie der Eifer der Liebe oder des Zornes gepackt.

Sie kann furchtbar werden, wenn die Wut sie erfaßt und sie in urwüchsiger Wildheit ausbricht. Aber grausam ist sie nicht. Es ist das Herz, das sie wütend macht, und ihre Unbeholfenheit und Schwerfälligkeit, daß sie vernichtend wirkt. Aber dann reut es sie, so ins Rasen gekommen zu sein und sie fällt in Ruhe und Gelassenheit zurück.

Denn sie geht nicht gern aus sich heraus.

Sie mag nicht ihr Inneres offenbaren. Sie fühlt, daß alle Worte nicht ausdrücken, was sie erfüllt. Es ist etwas Unsagbares, sie versteht es selbst nicht. Es liegt unter der Oberfläche des Bewußtseins und birgt sich im Gefühl. Aber es ist, als suche sie danach wie nach einem Schatz, der sie zufrieden und glücklich machen soll. Es klingt in ihr etwas wie Sehnsuchtslaut nach irgend einem Großen und Herrlichen gleich Glocken einer versunkenen Stadt. Die Sage von Vineta ist auf deutschem Boden gewachsen. Es ist in ihr etwas wie Hingabe an ein Ideal, das sie sucht, an das sie sich verlieren möchte, wie Hingabe an ein Unendliches, in dem sie leben möchte. Und die Treue gegen sich selbst gibt sie gern hin für die Treue gegen den, der ihr das Herz abgewonnen hat. Sie ist der geborene Idealist.

So ist sie träumerisch geworden und hat das Gesicht nach innen gerichtet. Sie lebt lieber im Traumland, als in der rauhen Wirklichkeit. Da findet sie sich schwer zurecht, da ist sie nicht zu Haus, da ist sie der Situation schlecht gewachsen. Dazu ist ihr Wesen zu schwerfällig, zu wenig beweglich und anpassungsfähig. Da stößt sie zuviel an und vergreift sich und macht sich lächerlich. Das veranlaßt sie aufs neue, ihre innere Welt aufzusuchen, wo sie sich ungehindert ergehen kann bis in zügellose und uferlose Spekulationen.

Von hier aus verzaubert sie die Welt um sich her mit dem Wunderstab der Phantasie. Sie nimmt die Natur an ihr Herz, um sie zu beseelen, und

senkt ihre Seele in die Natur. So vertauscht sie Seele und Seele. Sie ist der geborene Künstler. Denn sie empfindet stark und tief. Sie ist voll verhaltener Leidenschaft, aber die Leidenschaft ist schwer und echt, kein Rausch und Schaum. Sie ist wie Naturkraft in ihr und wirkt wie Naturkraft.

Sie lebt aus den natürlichen Instinkten lieber, als aus dem Intellekt, und wird getrieben mehr von den Wassern der Tiefe, als von den Winden des Bewußtseins. Ihre Motive entstammen mehr dem unberechenbaren Willen und der unbewußten Wesensrichtung als der verständigen Überlegung und der Laune des Augenblicks.

So ist sie, wie aus der Erde entstanden, selber wie ein Stück Natur, sie wurzelt in ihr und steigt hinunter bis in den Grund, wo das bewußte Leben in unbewußtes Traumleben übergeht. . . .

Hab' ich es recht erfühlt und erfaßt das germanische Wesen? Ich weiß es nicht. Aber wenn ich recht habe, dann kann ich sagen: Will man die Grundrichtung des germanischen Wesens mit Einem Wort bezeichnen, dann muß man den Mystizismus nennen. Die Mystik liegt uns allen im Blute. Sie ist bei allen großen Deutschen zu finden. Selbst bei dem Realsten und Nüchternsten unter ihnen, bei Bismarck. Er empfindet sich wie ein Werkzeug einer höheren Macht, und sein Wirken ist wie das Wirken einer Naturkraft. Und wenn ich von dem weiteren Kreis der germanischen Welt absehe — ich könnte hier Ibsen nennen

— und bei den Deutschen verweile: Goethe und Luther, Wolfram von Eschenbach und Meister Eckehart — sie alle sind im letzten ihres Daseins Mystiker gewesen.

Und wie wunderbar! Wo die deutsche Volksseele ihrem Wesen Ausdruck verleiht, da hat sie deutsch zu reden verstanden. Ihre Sprache verrät sie. Alles Sprachschöpfer und Sprachkünstler die oben absichtslos Genannten: Bismarck, Goethe und Luther, Eckehart und Wolfram von Eschenbach. Die Volksseele spricht zu uns in den Besten. Das Volk kann nicht sprechen. Es spricht in seinen großen Männern. Und wo sie aus dem deutschen Wesen heraus sprechen, da rufen sie aus der Tiefe.

Das deutsche Wesen eine Spielart des germanischen Wesens. Die Germanen, sagte ich, haben ihre Natur mitgebracht, sie sind nicht Ureinwohner. Sie haben sie mitgebracht aus ihrer arischen Urheimat. Daher stammt der germanische Mystizismus. Wo sie liegt, das wissen wir nicht. Aber wie dem auch sei, bemerkenswert ist es, daß der östlichste Flügel der arischen Rasse dort sitzt, wo die Mystik zu Hause ist, in Indien. Und wenn dort in Asien die Urheimat der Germanen zu suchen sein sollte, dann sehen wir die dritte Linie der Entwicklung, die zu dem modernen Menschen geführt hat, noch weiter ostwärts, als Griechentum und Christentum zu Hause sind, tief aus dem Orient herkommen.

Oder genau genommen: da suchen wir den

Ursprung des dritten Elementes eigentlich nicht. Wir suchen ihn im modernen Menschen selber, in seiner Natur, in seinem Blute, in seiner ganzen eigentümlichen und nicht weiter erklärlichen Grundmischung. Denn Griechentum und Christentum sind zu ihm gekommen, haben ihn aufgesucht und ihm sich zugesellt. Den Mystizismus, das ist: das Germanentum, hat er selbst in seinen Urvätern besessen und selbst in sich mitgebracht. *Vom jungen Leben.*

Nun bleibt noch eine Frage: Wie steht's denn mit dem anderen, das ich als drittes Element des modernen Menschen nannte, mit dem Ästhetizismus? Gehört der wirklich an die Seite des Mystizismus und entstammt mit ihm zusammen dem Germanentum?

Da scheint es doch das Nächstliegende und Natürliche zu sein, ihn herzuleiten aus Hellas, dem gelobten Lande der Kunst, wenn denn doch einmal die Antike so stark unsere geistige Verfassung hat bilden helfen. Die ästhetische Seele eine griechische Seele — das wäre ein Gedanke, freilich naheliegend und schier selbstverständlich. Vielleicht zu naheliegend, zu sehr an der Oberfläche. Ja, wenn es sich um ein Schauen und Betrachten, um das Gefühl für Form und Harmonie, um das feine Auge und den künstlerischen Sinn handelte! Aber das ist griechisch und nicht germanisch, oder sagen wir einfach: deutsch.

Die hellenische Kunst in allen Ehren und in der Plastik unerreicht und vielleicht unerreichbar. Aber wer dahin die germanischen Künstler weist

und dort das ewige Vorbild, die ideale Verwirklichung sieht und empfiehlt, der begeht eine rein akademische Behandlung der Sache und will einen äußeren Zusammenhang herstellen, der geschichtlich und innerlich nicht existieren kann. Denn die Plastik liegt uns einfach nicht. Sie hat darum auch bei uns verschwindend wenig Meister hervorgebracht. Dem deutschen Empfinden füllt der schöne Schein nicht das Herz aus, es kann nicht die reine Form anbeten. Der deutsche und griechische Ästhetizismus sind einander fremd und daher auch nicht einer vom anderen abhängig.

Ja, wenn wir spüren könnten, daß die Blütezeit der griechischen Dichtung, Pindar oder Äschylus oder Homer, den deutschen Geist befruchtet hat! Aber Dichter ist das deutsche Wesen selbst genug und bedarf nicht ausländischer Vorbilder und Anreger.

Und hier in seiner Dichtung offenbart sich am besten, was ich den Ästhetizismus des modernen Menschen genannt habe, nämlich die Lust und die Kunst, mit sympathischer Liebe die Welt zu erfassen, Natur in sich, sich in Natur zu hegen und Seele mit Seele zu tauschen.

Solcher Ästhetizismus stammt nicht irgendwoher, sondern ist germanisches Eigentum und ruht neben dem Mystizismus in der Urnatur seines Besitzers.

Und er fängt an, sich auf sich selbst zu besinnen. Wenigstens erinnert er sich seiner Stammeszugehörigkeit. Denn es ist nicht zufällig, daß

unter uns hin und her Stimmen laut werden, die auf die noch ungehobenen Reichtümer an altnordischer Dichtung aufmerksam machen. Götter und Helden der Germanen sind ja schon früher zum Leben erwacht und haben wieder begonnen, unter uns zu wandeln, wie einst in alten Tagen. Und haben begonnen, die fremden Gestalten, die mit fremdem Namen und fremdem Wesen die Phantasie des deutschen Jünglings und deutschen Mannes erfüllten und seinen Geist der Vorwelt des eigenen Volkes abtrünnig machten, zu verdrängen. Hier darf der Name Richard Wagners nicht verschwiegen bleiben. Aber es sieht doch aus, als würden jetzt noch tiefere Gründe aufgetan, und wir könnten nicht bloß Göttern und Helden, sondern den Menschen der altnordischen Welt ins Herz sehen. Und wohl dem ästhetischen Gefühl, das dann empfindet: Das ist doch einmal Bein von meinem Bein und Fleisch von meinem Fleisch!

Aber dem allen muß anderes nahekommen, als philologische Liebhaberei und germanistische Wissenschaft. Von ihr kommt uns kein neues Leben. Vielmehr, daß diese nordische Welt unsere größere Heimat ist und wir zu ihr gehören, weil wir dieselbe Natur an uns tragen, daß wir wieder den Zusammenhang finden mit den Ideen, die in der Brust des eigenen Geschlechts erwachten, und wieder wurzeln lernen im angeborenen Wesen, davon kann noch einmal neue Kraft und neues Leben auf unser Volkstum ausgehen. Und wir brauchen solchen Jungbrunnen, der

aus der Fülle unseres ureigenen Wesens schöpft. Denn davon hängt die Zukunft unseres Volkstums ab.

Es steht mehr auf dem Spiele als das, was man etwa ästhetische Kultur nennt. Darum rede ich auch nicht von dem, was man heute durch sog. Kunsterziehung zu erreichen sucht: Geschmack, Stil, künstlerische Lebensauffassung, Lebenseinrichtung, Lebensführung. Und es schwebt da so eine Art modernes Hellas vor.

Ach, mir scheint es viel weniger darauf anzukommen, daß wir zur Kunst, als daß wir zur Natur kommen! Und diese Sehnsucht ist da und wird alle Tage stärker — trotz aller Landflucht und allen Großstadttaumels: „Nur in Berlin kann man leben!" Warum denn? Weil da gröbere und feinere Genüsse zu haben sind? Das ist freilich nicht der Ästhetizismus, den ich als modern ausgeben möchte. Denn der ist mir dazu zu alt. Vielmehr: in der vorhandenen und wachsenden Sehnsucht nach Natur und Natürlichkeit sehe ich etwas von der Macht des Ästhetizismus, der uns im Blute sitzt und darum allzeit modern ist. Und so verstanden, hängt er eng mit dem Mystizismus unseres Wesens zusammen: Wir wollen nicht nach Berechnung und Vernünftigkeit, wie es heute Mode geworden ist, unser Leben führen, nicht nach Geschäftszeit und Fabrikglocke, nicht um der Kultur willen, nicht nach Stil- und Kunstgesetzen, sondern aus unserer angeborenen Natur heraus und im Einklang mit der großen Natur, deren Kinder

wir bleiben, ob wir gleich über sie hinausgewachsen sind, und bleiben müssen, wenn wir echt, schlicht, wahr, gesund an Leib und Seele sein wollen.

Und wenn ihr von eurer kulturellen oder sittlichen oder geistigen Höhe herab hier einen Rückfall auf eine überwundene Stufe der Menschheit zu erkennen geneigt seid, so sagt mir, wie die Menschheit wachsen, naturgemäß wachsen soll, wenn sie nicht die natürliche Wurzelerde unter sich hat, wie sie höher wachsen soll, wenn sie nicht immer tiefer wurzelt. Alle Kultur, reine Kultur, geistige und sittliche, verbraucht, verzehrt, vernichtet den Menschen.

Das fühlt er selbst. Darum die stille, oft unbewußte Sehnsucht des Kulturmenschen nach Natur und natürlichem Leben. Er will es, gefragt, selten Wort haben. Er macht auch nicht völlig Ernst damit, wie jener, der sein Leben in die Wälder trug und Robinson gleich wurde. Er lieh von seinem Freunde eine Axt und zimmerte sich eine Hütte. Jeden Morgen nahm er ein Bad im Teich, das war seine religiöse Übung. Er pflügte und pflanzte Bohnen, Kartoffeln, Erbsen, Rüben, das war seine Arbeit. Er begann seine Bohnen zu lieben. Sie brachten ihn der mütterlichen Scholle näher, und er ward stark wie Antäus. Und wenn er mit seiner Hacke gegen einen Stein schlug, und Himmel und Erde diese Musik widerhallten, dann hatte er schon reichlich Ernte: „Es waren keine Bohnen mehr, die ich hackte, und

ich war es nicht mehr, der sie hackte," schreibt der Mystiker Thoreau.

Und eben schreibt mir noch ein lieber Stadtmensch: Wie entfremdet sind wir alle der Natur. Da steckt vielleicht das ganze Elend!

Die Surrogate, die angeboten werden, und die Sommerfrischen, die aufgesucht werden, die Experimente am menschlichen Wesen in Wissenschaft und Schule, in Kurorten und Büchern — sie beweisen genug.

Die Sehnsucht nach dem jungen Leben wird wach.

Und noch haben wir von ihm etwas an uns, denn wir haben es als Erbteil von Vorvätern und Urvätern her. Es ist noch die reine Menschennatur und Urkraft, aus der wir das Leben ziehen. Wenn wir sie nicht hätten, immer neu und unermüdlich erneuernd, wir wären von aller Kultur längst verbraucht und denaturiert.

So haben die doch recht, die den modernen Menschen einen Gegenwartsmenschen heißen?

Ja, sie haben recht, wenngleich starke Elemente, die den modernen Menschen bilden, aus der Geschichte stammen. Geschichte und Natur in heiliger Vermählung zeugen ihn. Aber die Natur ist die Mutter, die Empfangende und darum die Gebärende. In ihrem Schoße nimmt sie die geistigen Elemente auf, damit ein Mensch geboren werde.

Aber sie selbst, die Natur — was ist denn das? Wir wissen es nicht. Jedenfalls auch eine Fülle von

Kräften. Sind's nur mechanische Kräfte? Sind's nur unpersönliche Kräfte? Sind's nur körperliche Kräfte? Sind's nur geistlose Kräfte? Aber der Mensch mit seinem persönlichen, bewußten, seelischen, geistigen, wollenden, fühlenden Wesen stammt aus ihr und lebt heute noch in ihr. Natur ist sein Lebenselement und seines Daseins reicher Grund.

Auf diesem seinem Lebensgrunde, den wir nicht definieren, dessen Wesen wir nicht weiter erklären, dessen Ursprung wir nicht ermitteln können, muß der Mensch die ihm aus langer Geistesgeschichte zufließenden höheren Elemente empfangen und sich assimilieren und verarbeiten, damit sie sich in ihm verjüngen und lebendig werden, damit er ein moderner Mensch werde und bleibe. So nur kann die Entwicklung weitergehen, denn sie ruht auf schöpferischem Grunde, und eine wirkliche Kultur entstehen, denn Kultur kann nur da sein, wo Erdboden ist und Erdkräfte walten.

Sonst wird das Menschengeschlecht immer greisenhafter und das Leben, seiner Quelle und Wiedergeburt entzogen, fängt an zu altern und zu verkalken. . . .

Und ich sitze in meinem Garten unter dem alten Ahorn, der seine Äste weit über das Haus breitet, der schon manchem Geschlecht gerauscht hat, und vor mir spielen meine Kinder ihr junges Leben und wachsen Gräser und Blumen, und ringsum im Kreise stellen sich Sträucher und Bäume

auf und verdecken die Aussicht auf Häuser und Höfe der Menschen. Aber ich weiß, dahinter geht der Blick weiter über Kartoffeläcker und Wiesengründe ins freie Land. Und es dehnt sich aus mit Wald und Hügel bis ans ferne Meer, wo die ewigen Wellen ewig wandern und ans Ufer schlagen. Und darüber strahlt die ewige Sonne, und die Sterne ziehen ihre Kreise. . . .

Mein Herz, o sage, was webst du für Erinnerung in golden-grüner Zweige Dämmerung? — Alte unnennbare Tage!

Ich weiß nicht, von wannen das alles ist, ich weiß nicht, von wannen das Leben ist. Aber der, der es geschaffen hat, der weiß es.

Ich weiß nicht, wohin das alles fährt, ich weiß nicht, wohin das Leben fährt. Aber der, der es geschaffen hat, der weiß es.

Und keines fällt aus dieser Welt,
Und jedes fällt, wie's Gott gefällt.

Er weiß auch, von wannen mein Leben ist, er weiß, wohin mein Leben fährt.

Denn er ist das Leben, er ist von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Er ist das ewigjunge Leben.

In ihm leb' ich und in ihm sterb' ich und in ihm bleib' ich.

Ich lebe und sterbe und bleibe im ewigjungen Leben.

Friedrich Daab.

„BÜCHER DER ZEIT“

AUSGEWÄHLTE BUCHANZEIGEN

„Der Brunnen". Erster Band:

Von

Hans Wegener

dem Mitherausgeber des Suchen der Zeit erschien im Mai 1906

„Wir jungen Männer"

Das sexuelle Problem des gebildeten jungen Mannes vor der Ehe: Reinheit, Kraft und Frauenliebe: Von den Sympathien der ernsten und führenden Kreise Deutschlands getragen, hat dieses epochemachende Buch in vier Monaten eine Auflage von

fünfzigtausend Exemplaren

erreicht. „Greift danach und gebt es der heranwachsenden Jugend; dann bleiben viele Tränen ungeweint und manche Last des Lebens wächst nicht mehr ins Riesengroße," sagt Lizentiat Pfarrer Traub am Schluß einer glänzenden Besprechung in der „Hilfe". — Überall gern zur Ansicht. —

VERLAG VON KARL ROBERT LANGEWIESCHE

WERKE VON
ELLEN KEY

DAS JAHRHUNDERT DES KINDES

Studien. 13. Aufl. (25.—26. Tausend.) Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—, in Leder M. 6.—.

Inhalt: Das Recht des Kindes, seine Eltern zu wählen. — Das ungeborene Geschlecht und die Frauenarbeit. — Erziehung. — Heimatlosigkeit. — Die Seelenmorde in den Schulen. — Die Schule der Zukunft. — Der Religionsunterricht. — Kinderarbeit und Kinderverbrechen.

Das Buch gehört zu dem Besten, was über Kindererziehung geschrieben worden ist. (Neue Freie Presse, Wien.)

ÜBER LIEBE UND EHE

Essays. 14. Aufl. (27.—28. Tausend.) Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—, in Leder M. 6.—.

Inhalt: Die Entwicklungslinie der geschlechtlichen Sittlichkeit. — Die Evolution der Liebe. — Die Freiheit der Liebe. — Die Auswahl der Liebe. — Das Recht auf Mutterschaft. — Die Befreiung von der Mutterschaft. — Die Mütterlichkeit der Gesellschaft. — Freie Scheidung. — Ein neues Ehegesetz.

Diese mutige Frau predigt die neue Liebe, eine Liebe, die die Geschlechter und ihr krankes Verhältnis adeln soll. Sie weiß diese Liebe zu schmücken mit allem Tiefsten ihrer starken Seele, beschenkt sie mit dem Zauber eines prachtvollen Pathos, der gewaltigen Gebärde der geistigen Revolutionäre, die an die — Evolution glauben. (Münchener Zeitung)

DER LEBENSGLAUBE

Betrachtungen über Gott, Welt und Seele.

(7.—8. Tausend.) Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—, in Leder M. 6.—.

Inhalt: Das Verblühen des Christentums. — Die Umwandlung des Gottesbegriffs. — Der Lebensglaube. — Das Glück als Pflicht. — Die Evolution der Seele durch Lebenskunst. — Ewigkeit oder Unsterblichkeit.

S. FISCHER, VERLAG, BERLIN W. 57

Schriften von Arthur Bonus.

Der lange Tag. Meditationen. 2 M., geb. 3 M.

Schleswig-Holst. Kirchenblatt: „Inhaltlich wie formell gehört das Buch zu dem Reifsten, was Bonus geschrieben hat."

Zwischen den Zeilen. Erster Band: Dies und das für besinnliche Leute. 4. Auflage. 2 M., geb. 3 M.

Zwischen den Zeilen. Zweiter Band: Noch etwas für besinnliche Leute. 2. Auflage. 2 M., geb. 3 M.

Deutscher Glaube. Träumereien aus der Einsamkeit. 2. Auflage. 2.80 M., geb. 3.60 M.

Der Gottsucher. Hymnen und Gesichte. Broschiert 1 M.

Dr. J. Schoell, Der evangelische Glaube für die Gegenwart dargestellt. 1.30 M., Leinwandbd. 1.70 M. Geschenkband 2 M.

Das Buch sucht in unbefangener Darstellung, dabei knapper und möglichst präziser Formulierung das Christentum als die Geistesmacht zu erweisen, die in freundlicher und feindlicher Berührung mit dem Denken der Zeit sich sehen lassen darf.

Dr. J. Schoell, Sittenlehre. 1.65 M., geb. 2 M., in Geschk-Bd. 2.40 M.

„Der evang. Glaube" hat eine solch gute Aufnahme und Beurteilung erfahren, daß Schoell die Sittenlehre in gleich knapper und geistvoller Bearbeitung nachfolgen läßt.

G. Traub, Ethik und Kapitalismus.

Grundzüge einer Sozialethik. 4.20 M., geb. 5 M.

D. Fr. Naumann in der „Hilfe" 1905, Nr. 8: „Dieses Buch ist aus unserer Bewegung herausgewachsen und gehört zum Besten, was durch sie hervorgebracht wurde ... In gewissem Sinn bietet Traub auf industrialistischer Seite das, was einst Riehl auf agrarischer Seite geleistet hat: moralische Psychologie der verschiedenen Volksschichten."

VERLAG VON EUGEN SALZER, HEILBRONN.

Anna Schieber
Alle guten Geister ....

Roman.

480 Seiten. ca. 4 M., geb. 5 M.

In diesem Buch wird die Geschichte eines Träumers erzählt, der Theologe werden wollte und den sein Gewissen zwang, den Beruf aufzugeben und der nun versuchte, den Menschen durch Musik seine Religion und seinen Glauben mitzuteilen. Er bleibt ein Suchender, und eine Suchende bleibt in stiller Entsagung in Freundschaft mit ihm verbunden. Wer sich zu „Oesers Stillen Leuten" hingezogen fühlt und wem „Peter Kamenzind" etwas zu sagen hatte, der wird sich auch in dieser Gesellschaft guter Menschen heimisch fühlen.

Lic. R. Günther
Aus der verlorenen Kirche

Ein Hausbuch religiöser Lyrik.

Mit Zeichnungen von L. von Schlieben.

Geb. 3 M.

Das Buch ist als Gegenstück zu „Avenarius' Hausbuch religiöser Lyrik" gedacht. Die Sammlung ist bestrebt, das Bleibende und Charakteristische der religiösen Dichtung der Vergangenheit mit den Erzeugnissen der modernen, auf dem Boden der außerkirchlichen Kultur erwachsenen Religiosität zu vereinigen.

D. Julius Kaftan
Aus der Werkstatt des Übermenschen

Brosch. 1 M.

Lit. Wochenschau der „Deutschen Tageszeitung": „Es ist das Klarste, was ich bisher über Friedrich Nietzsche gelesen habe." Msnr.

VERLAG VON EUGEN SALZER IN HEILBRONN

Die Führer der geistigen Strömungen der Gegenwart

Die Sammlung will die Schriften der Denker und Ideengruppen, die auf unsere moderne und religiöse Weltanschauung Einfluß gewonnen haben, in einer guten Auswahl herausgeben, die so getroffen ist, daß sich die Lehre dieser Männer großzügig dem Leser erschließt.

Bd. I. **Darwins Weltanschauung,** von ihm selbst dargestellt. Geordnet und eingeleitet von Dr. Bruno Wille. 2 M., geb. 3 M.

In Vorbereitung befinden sich:

Bd. II. **Ferd. Lassalle.** Ausgewählt und eingeleitet von Dr. Erich Eyck. 2 M., geb. 3 M.

Bd. III. **Sören Kierkegaard.** Ausgewählt und eingeleitet von Dr. Johannes Schubert. 2 M., geb. 3 M.

Im Oktober erscheint:

Die Frau in der modernen Literatur

von Dr. Gertrud Bäumer.

Preis ca. 4 M.

Dieses Buch ist eine Untersuchung der Entwicklung der Frauenliteratur zu innerer Selbständigkeit und zeigt, was diese ganze Literatur als eine von Frauen geschaffene charakterisiert und inwiefern sich in ihr die inneren Veränderungen im Frauenleben überhaupt spiegeln. In keiner der vorhandenen Literaturgeschichten werden die Frauen unter den Gesichtspunkten berücksichtigt, die doch im Grunde den eigentlichen inneren Zusammenhang ihres Schaffens klarstellen.

VERLAG VON EUGEN SALZER IN HEILBRONN

Soeben erscheint:

Die Schriften des Neuen Testaments

neu übersetzt und für die Gegenwart erklärt

von Proff. DD. O. Baumgarten, W. Bousset und H. Gunkel, Privatdoz. Lic. W. Heitmüller, Pastor Lic. Dr. G. Hollmann, Professor D. A. Jülicher, Privatdoz. Lic. R. Knopf, Pastor Fr. Koehler, Pastor Lic. W. Lueken, Prof. D. Joh. Weiß. Herausgegeben von Prof. D. Joh. Weiß in Marburg.

2. verb. und vermehrte Auflage in 12 Lieferungen = 2 starken Bänden Lexikon-8°.

8.—20. Tausend.

Subskript.-Preis 12 M. — Am 1. April 1907 Preiserhöhung.

Lieferung 1 ist soeben erschienen.

Band I wird noch vor Weihnachten 1906 erscheinen.

Preis (bis zum 31. März 1907) für beide Bände, gebunden in Leinwand, 15 M., in Halbfranz 17 M.

Ausführlicher Prospekt mit Textprobe postfrei.

Das Werk ist in deutscher (Schwabacher) Schrift gedruckt.

Die 6500 Exemplare starke erste Auflage ist schon vor ihrer Vollendung völlig vergriffen. Das ist für ein so ernstes und umfangreiches Werk der religiösen Literatur ein ganz ungewöhnlicher Erfolg, der nur daraus zu erklären ist, daß das von den ersten Autoritäten verfaßte Werk einem tiefen Bedürfnis der Gebildeten aller. Stände in vollendeter Weise entsprochen hat.

Das Werk wendet sich an die gebildeten Männer und Frauen aller Stände und Berufe, die über das Wesen unsrer Religion Klarheit zu erlangen wünschen, weil auf sie die moderne Kultur einströmt, tausend Fragen und Zweifel weckend.

VANDENHOECK & RUPRECHT, GÖTTINGEN

„Bei den Demütigen ist Weisheit"

Matthias Claudius-Auswahl

herausgegeben von Hans Thun

vornehm kartoniert: 1.80 M.

Von den Schlacken allzugroßer Nüchternheit befreit, leuchtet aus dieser Auswahl die tiefe und stille Weisheit des alten „Wandsbeker Boten" ebenso hell hervor wie seine dankbar-kindliche Empfänglichkeit für die einfachen Freuden des Lebens.

VERLAG VON KARL ROBERT LANGEWIESCHE

Man verlange Probenummern vom Verlag!

Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände. Herausgeber Prof. Dr. theol. Rade in Marburg. Einundzwanzigster Jahrgang 1907. Vierteljährlich 2.50 M. (bis 31. Dezember 1906 2 M.) Wöchentlich eine Nummer.

Besprechung aller religiösen und ethischen Fragen, Beurteilung von Literatur, Kunst und öffentlichem Leben, soweit sie sich mit Religion und Moral berühren.

Probenummern versendet jederzeit unentgeltlich:

VERLAG DER CHRISTLICHEN WELT, MARBURG (LAHN)

Eduard Mörike:

Du bist Orplid, mein Land!

In den Buchhandlungen zur Ansicht.

Preis vornehm ausgestattet

1.80 M.

Ausgewählte Gedichte und Erzählungen.

Mit sieben Zeichnungen Moritz von Schwinds.

Fünfzehntes Tausend.

Diese einbändige Mörike-Auswahl beruht auf dem Gedanken, daß nicht DER am meisten Freude und Schönheit aus den Werken gerade dieses Dichters schöpfen wird, der sie ALLE getreulich durchliest, sondern DER vielmehr, der zum Reichsten und Herrlichsten wieder und wieder zurückkehrt. Ein Leser dieser Art wird eine Ausstattung dankbar empfinden, die ihn ERFREUT, so oft er den Band in die Hand nimmt.

VERLAG VON KARL ROBERT LANGEWIESCHE